

Nicht anders als die Anderen

Roman

von

Markus Vinzent

Alle Charaktere, Personen und Orte sind frei erfunden (außer den historisch-geographisch bekannten, die fiktiv ausgestaltet sind). Jegliche zufällige Übereinstimmung mit lebenden oder verstorbenen Personen oder Geschehnissen wäre zufällig. Viele Elemente des Romans wurden im Rückgriff auf Dokumente und Berichte entwickelt, die sich im Literaturverzeichnis am Ende des Buches finden lassen.

Dramatis personae (neben den historisch allgemein bekannten Figuren)

Zentrale Figuren

Anika Maschka, Kunsthistorikerin, Philosophin, Literaturwissenschaftlerin

Dr. Tamar Serach – Polizeirätin, Protagonistin

Clara Stein, geb. Wendelin – ihre Freundin

Lea Auerbach, geb. Serach – Schwester von Dr. Tamar Serach

Ernst Auerbach – der Ehemann von Lea

Dr. Jakob Rosenhain – Sexualwissenschaftler

Paul Linden – einer seiner Partner

Dr. Akira Morimoto – der andere Partner

Wilhelm Hartung – Publizist

Arthur Kleinow – dessen Partner

Dr. Dr. Chaim Mavet – Arzt, Medizinalrat, Angestellter der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Vorstand der Reichsvereinigung der Juden, Leiter des Jüdischen Kinderkrankenhauses Berlin

Außerdem historische Figuren (jeweils fiktional ausgestaltet)

*Um ehrlich zu sein, muss man wissen.
Um tapfer zu sein, muss man verstehen.
Um gerecht zu sein, darf man nicht vergessen.
(Ernst Toller)*

Kapitel 1: Erkundungen

Einsam in Berlin

Anika starrte auf das Inserat. Was ich damals noch nicht wusste, sagte sie sich, wurde mir gegen Ende klarer: Dr. Tamar Serach, die Frau, deren Spuren ich in den Berliner Archiven folgte, hatte ihr Leben aufs Spiel gesetzt – mit einem einzigen Zeitungsinserat.

11. Oktober 1926

Bis zu diesem Montagmorgen hatte Tamar sich gedulden müssen, mit Mühe. Wie aus dem Nichts kamen feste Schritte, nicht das Getippel ihrer Wohnungsnachbarin, auch nicht die schleppenden Füße des ältlichen Mieters von oben; sie glichen nicht den behutsamen Schleichbewegungen der neugierigen Portiere. Schon hob sich das Brettchen über der Postöffnung und ein ähnlich grauer Umschlag wie der in der vergangenen Woche mit der *Gefährtin* schob sich durch diesen.

Ungestümer als sonst griff sie nach dem Päckchen, traute sich nicht, die Tür zu öffnen und nachzusehen, ob ihre Nachbarin den Postbeamten beobachtet hatte, zog das Bündel darum langsamer in die Wohnung, als sie es gern genommen hätte. Noch bevor es auf dem Tisch zu liegen kam, hatte sie es längs aufgerissen und staunte heiß und zugleich ängstlich auf mehrere Kuverts, die aus dem geöffneten Umschlag herausragten.

Das erste Briefkuvert war noch dunkler grau als das Päckchen, aus dem sie es gezogen hatte, ohne Absender.

Eifrig schlitzte sie mit einem scharfen Messer am Rand entlang, überflog den abgekürzten Absender und zog ein Briefchen heraus, das sie zu lesen begann:

*Gnädige Frau,
Ihr Inserat ist eindeutig. Frauen wie Sie kenne ich.
Diskretion ist für mich selbstverständlich. Den Ton gebe ich an – daran sind meine
Freundinnen gewöhnt. Treffen nur bei mir.
Wenn Sie ernst meinen, was Sie schreiben, wissen Sie, was zu tun ist.
E.*

Dr. Serach ließ den Zettel sinken. War das der Ton, den ihr Inserat hervorrief? Nein – dachte sie – so hatte sie sich die Zukunft nicht vorgestellt. Sie suchte doch keine Prostituierte, wollte nicht vom einen Lager ins andere wechseln.

Verunsichert nahm sie aus ihrer verschlossenen Schreibtischschublade den Inserattext hervor, den sie drei Tage zuvor aufgegeben hatte:

*Selbst in Berlin kann man einsam sein. Deshalb sucht junge vollschlanke Dreißigerin,
auf diesem Wege gesellschaftlichen Anschluß an berufstätige, dominierende Freundin.
Off. 1419 Verl.*

Tamar las das von ihr Getippte noch einmal leise durch. Stolz, sich überwunden zu haben, bebend und in Sorge, was sie losgetreten hatte und vor ihr liegen könnte. Ob sie überhaupt eine

Reaktion auf dieses Wagnis bekäme, hatte sie sich gefragt. Nun lagen erste Ergebnisse vor ihr. Sie wagte nicht, das nächste Briefchen zu öffnen.

Die erste Antwort schob sie beiseite, auch die Hülle mit den weiteren Rückmeldungen. Setzte sich an ihren Küchentisch, griff ihre Tasse mit Tee, nahm wieder ihren Füllfederhalter und fuhr mit dem Brief fort, den sie unterbrochen hatte, als der Postbote den anonymen Briefumschlag durch die Wohnungstüröffnung gesteckt hatte. Sie wusste sofort, dass es die ersten Reaktionen auf ihr Inserat in der *Gefährtin* sein würden. Vielleicht war auch das neue Heft mit ihrem Inserat darin beigelegt.

Vor ihr lag der angefangene Brief, auf dessen Zeilen sie sich aber nicht konzentrieren konnte. Ihr Blick wanderte stattdessen zum Rand, zu diesem unscheinbaren Träger von Zukunftsbotschaften. Schlüssel? Sie überlegte, in welche Türen sie passen würden, geduckte, enge, noble, schnöde, blinde, gar verruchte? Ihre Gedanken schweiften in die Zukunft, wehrten sich dagegen, die verschiedenen Türen zu öffnen, piekten doch hinein, auf die hinter ihnen liegenden Korridore, die Wände, suchten nach deren Farben, spürten die Oberfläche der Tapeten, wurden neugierig auf die dort angebrachten Bilder, prüften, ob Originale oder Drucke, verglich verblasste mit leuchtenden, vermaß Nähe und Ferne zur nächsten Tür, spürten plötzlich einen Zedernholzgeruch, dazwischen mischte sich Moschus, dann Zitronengras, die nächste Tür, die noble, überraschte sie mit einem Muff, den sie zuletzt im Schlafzimmer ihrer Großmutter erdulden musste.

Ob es nicht ungefährlicher sein würde, das Abonnement zu kündigen, fragte sie sich, und sich die jeweils aktuelle Nummer an einem Kiosk in Schöneberg zu erwerben, doch sie fürchtete, dass sie sich damit noch stärker der Gefahr aussetzte, entdeckt und angezeigt zu werden. Zu riskant in ihrer Position.

Etwas verloren, zugleich mit steigender Erregung setzte sie den Brief, den sie am schreiben war, fort, ohne dass sie Bilder und Gerüche abschütteln konnte. Las zunächst die bereits verfasste Eröffnung:

Lieber Tate,

auch wenn es noch nicht druckreif ist, wurde mir von meinem Vorgesetzten bei der Jahresabschlussbesprechung eröffnet, dass ich aufgrund meiner gewissenhaften Tätigkeit zu einer der ersten Polizeirätinnen Berlins und Preußens befördert werden würde. Man warte noch lediglich auf die schriftliche ministerielle Zustimmung, das Placet sei aber bereits mündlich erteilt worden. Wie bisher soll ich mich um die Kontrolle in den Bereichen Jugendkriminalität, Sittlichkeitsfragen, Frauen- und Mädchenfürsorge kümmern, doch käme als weiteres Gebiet hinzu die Ordnung der vom § 175 Betroffenen. Ich meine, Du und Mame, ihr dürftet wieder stolz auf diesen nächsten Schritt in meinem Leben sein.

Hier hatte sie sich unterbrochen, war fiebernd zur Tür gestürzt und hatte sich auf die Unwägbarkeit gestürzt. Und war erschrocken über ihre Ungestümtheit, die sie an sich nicht kannte. Auch nicht zulassen wollte.

Sie tauchte ihren Füllfederhalter in das vor ihr stehende Tintenfaß. Ließ die Feder abtropfen. Setzte an, als sie sich mit dem Federstrich befreundet konnte:

Die Mühe in meinem Jura- und Volkswirtschaftsstudium und die Plackerei mit meiner Doktorarbeit haben sich gelohnt – aber ohne Deinen Vorschlag, die Dissertation über Polizeiverwaltung und öffentliche Sittlichkeit zu schreiben, wäre es wohl kaum zur Möglichkeit einer solchen Beförderung gekommen. Du bist halt nicht nur Jurist und Verleger, sondern eben auch ein Prophet, der die Stimmung der internationalen Politik und der Berliner Verwaltung aus dem Effeff kennt.

*A sheynem dank. Grüß mir Mame,
Deine Tamar*

Sie las sich das Schreiben nochmals durch – auch wenn es nur wenige Zeilen waren, würden ihre Eltern nicht enttäuscht sein, trotz ihrer Sorge darum, dass sie noch immer keine männliche Beziehung pflegte und damit keine Aussicht auf eine eheliche Verbindung und Nachwuchs bot, sondern die Ungewissheit für ihre Eltern mit der neuen beruflichen Stellung eher erhöht würde. Es war gewiss eine der großen Enttäuschungen, die sie ihren Eltern bislang bereitet hatte.

Ihr kamen Bilder aus ihren Zwanzigern vor Augen. In diesen Jahren hatten ihre Eltern mehrfach einen jungen jüdischen Unternehmer ins Haus gebeten, der mit Obstimporten aus Königsberg und Berlin ein florierendes Geschäft aufgebaut hatte. Dem Urteil ihres Vaters entsprechend verkörperte er die naheliegende Zukunft: zuverlässig, gebildet, aus gutem Hause – ein Mann, der zu Tamar zu passen schien und ihr die finanzielle Sicherheit gewähren könne, wenn sie sich dem Aufbau einer Familie anstelle ihres beruflichen Werdegangs widmen würde.

Tamar hatte sich dem Werben nicht entzogen, aber sich auch nicht darauf eingelassen. Nicht einlassen wollen. Als der erfolgreiche junge Mann schließlich von Verlobung sprach, erklärte sie ihm ruhig, aber nicht ohne Entschiedenheit, sie wolle zunächst arbeiten, vielleicht in die soziale Fürsorge gehen, jedenfalls nicht sofort Ehefrau und Mutter werden. Das müsse er verstehen und, wenn er auf eine Familie dränge, möge er sich besser jemand anderes suchen. Die Enttäuschung war groß, wenn auch nicht unüberwindbar, weil sie nach wenigen Wochen aus dem weiteren Familienkreis vernahm, dass sich eine andere junge Dame gefunden hatte, die dem Jungunternehmer zu dienen bereit war.

Für ihre Eltern war ihre Entscheidung schwer zu verstehen. Einen solch zukunftsweisenden, von ihnen vorbereiteten Lebensschritt auszuschlagen. Ohne mit ihnen Rücksprache gehalten zu haben.

Sie hoffte, dass sie durch die Briefzeilen ihrem Vater andeuten könne, warum sie so leben wollte und lebte, wie sie lebte. In einem Brief an ihre Schwester Lea klagte sie darüber, wie schwer es ihr fiel, dass die Mutter „die Fragen“ ihrer Doktorarbeit nicht interessiert hatte und ihr Vater lediglich juristische Feinheiten anmerkte und Druckfehler korrigierte, und sie beiden gegenüber „von dem anderen erst recht schweigen“ müsse. Sie schloss und verallgemeinerte: „Es ist traurig – das traurige Verhängnis zweier Generationen.“ Lea wusste offenkundig von der Neigung ihrer Schwester.

Schon war Tamar besorgt, wie sie es ihren Eltern erklären würde, sollte sie eine Antwort auf das Inserat erhalten. Am besten diese Frage jetzt nicht stellen, überlegte sie, sie schon gar nicht beantworten. Erst das Dienstliche. Das andere: später!

Ihr Leben schien zwei Meilenschritte in einem genommen zu haben.

Auch wenn es ihr schwer fiel, sich erneut ihrer polizeilichen Arbeit zuzuwenden, nahm sie sich einen Bericht vor, zu dem sie Stellung zu nehmen hatte:

Erlaubnisgesuch an den Polizeipräsidenten, Frauenkleider tragen zu dürfen – erneute Anfrage.

Im März 1922 wurde mir von einem Ihrer Beamten mündlich eröffnet, dass mir die Erlaubnis zum Tragen von Frauenkleidern aus ordnungspolizeilichen Gründen nicht erteilt werde und man sogar gegen mich einschreiten könne, wenn ich in Frauenkleidern betroffen werden sollte – doch wollte ich Sie darüber in Kenntnis setzen, was sich an diesem Wochenende in unserem Stadtteil ereignet hatte.

An dem Emblem über einem Tanzsaal hängend, wurde am Morgen eine korpulente Frauenfigur aufgefunden. Bei der Untersuchung stellte es sich heraus, daß es sich um einen Mann handelte, der in Frauenkleidern steckte ... Die Ärzte sind der Ansicht, dass der Fremde den Selbstmord in einem Anfall von Geistesgestörtheit verübt hat – Geistesgestörtheit? Hätte man den Mordfall nicht ordnungspolizeilich verhindern können? Darum erneuere ich meine Bitte und Anfrage von vor einigen Jahren. Bitte gütlichst um positive Antwort.

Was sollte sie dem Polizeipräsidenten raten? Nach rechtswissenschaftlichem Verständnis sah sie keinen Hinderungsgrund für das Tragen von andersgeschlechtlicher Kleidung. § 175 betraf seit dem Reichsstrafgesetzbuch von 1871 nur die auf Männer beschränkte „widernatürliche Unzucht“, lediglich bei dem Verkehr „von Menschen mit Tieren“ waren auch Frauen mitgemeint.

Aus der juristischen Praxis kannte Dr. Serach nur Verurteilungen wegen beischlafähnlichen Handlungen von Männern. Sie verwies auf den bekannten Fall des Artisten Ernst Mittenstedt. Er sei zu seiner Verteidigung vor Gericht in Damengarderobe erschienen und die Kriminalpolizei habe von seiner Gewohnheit Kenntnis gehabt, ohne einzuschreiten. Überhaupt habe der damalige Leiter des Berliner Homosexuellendezernats, Dr. Behrend, darauf hingewiesen, dass das Tragen von Kleidung des anderen Geschlechts per Gesetz nicht verboten sei. Er stützte damit die von Dr. Magnus Hirschfeld eingeführte Bezeichnung für solche Praxis als *Transvestie*, wobei dieser darauf bestand, dass diese nicht zum Spaß oder zum Ausdruck von Homosexualität existierte, sondern Menschen sich so kleideten, wie es ihnen entsprach, auch wenn sie sich in einem falschen Körper fühlten.

In ihrem Gutachten führte sie auch den Berliner Erlass über die „Behandlung der sogenannten ‚Transvestiten‘“ an. Mit diesem 1922 veröffentlichten Schreiben wurden die Polizisten angehalten, solche Personen nicht grundlos zu verhaften. Sie führte an: „Sieht man von der männlichen Prostitution ab, so hat der Transvestizismus im Allgemeinen keine kriminelle Bedeutung. Die im Publikum noch verbreitete Meinung, dass es sich bei den verkleideten Personen um verkappte Verbrecher (Taschendiebe, Spione, Mädchenhändler usw.) handele, ist hinfällig.“ Nicht einmal als Homosexuelle dürften diese Menschen angesprochen werden. Sollten solche Menschen aufgegriffen werden, solle man sie registrieren, ihnen jedoch einen *Transsen-Schein* aushändigen, wodurch ihnen bestätigt würde, dass „alles im seriösen Bereich lag“.

Was sollte an dieser Praxis auch falsch sein, fragte sich Dr. Serach. Wenn man sich an Fastnacht verkleiden konnte, warum nicht an anderen Tagen? Nutzte nicht die Polizei selbst Transvestie? Sie verwies auf den Fall, dass die Einsatzkräfte sich als Frauen verkleideten, wenn

sie Täter *in flagranti* überwältigen wollten, die spätabends oder nachts älteren Damen im Berliner Stadtpark in Frauengewändern auflauerten, um sie zu überfallen und ihre Handtaschen und Geldbörsen zu rauben?

Ihr selbst wäre es nie in den Sinn gekommen, wie ihre Schwester Lea Männerkleidung zu tragen, war sie doch den ganzen Tag über gezwungen, im Büro formal aufzutreten. Dunkles, streng geschnittenes, enges Kostüm, hochgeschlossen, schmucklos – eine Uniform, ohne Uniform zu sein, die weniger von ihr zeigte, wer sie war, als dass sie verhinderte, wofür man sie halten konnte. Nicht männlich. Frau: ja. Verführerisch: nein. Polizei halt.

Noch etwas enttäuscht von der ersten Antwort auf ihr Inserat, wagte sie kaum, die weiteren Kuverts in die Hand zu nehmen und sie zu öffnen. Dann überkam sie jedoch eine Sehnsucht nach Unbekannt, die sie nicht bändigen konnte. Sie wollte aus dem Schlüsselbund den einen passenden Schlüssel lösen.

Griff nach dem nächsten grauen Los, dann wühlte sie die nächste Offerte aus ihrer Hülle heraus und zählte die Verbliebenen. Zwei – drei – vier – fünf. Noch sah sie Hoffnung, auch wenn sie fürchtete, dass diese mit jeder Zahl schwinden würde.

*Sehr geehrte Dame,
ich habe Ihr Inserat gelesen, halte mich für geeignet, da ich berufstätig und zuverlässig
bin. Über nähere Einzelheiten würde ich mich freuen.
Hochachtungsvoll
M. K.*

Beim ersten Lesen wirkten die Zeilen gar nicht negativ auf sie. „Berufstätig“, „zuverlässig“ – das sprach sie an. Doch irgendwie klangen sie glatt, fast platt. Sie wollte keinen Spiegel ihres Dienstlebens. Sie suchte Widerstand, doch was sie vor sich hatte, wirkte spannungslos und ungebildet dazu.

*Sehr geehrte Unbekannte,
das Wort „dominierend“ hat mich zögern lassen – und gerade deshalb schreiben lassen.
Vielleicht meinen wir nicht dasselbe.
Vielleicht doch.
F.*

Diesen Brief packte sie obenauf. Dass F. ihre Unsicherheit offenlegte, imponierte ihr. Auch dass sie das „dominierend“ ansprach, ein Element, das Dr. Serach bewusst platziert hatte.

*Sehr geehrte Dame,
ich schreibe Ihnen nicht, weil ich es gewohnt bin, Verantwortung zu tragen –
auch für das, was andere an mich abgeben –,
sondern weil Verantwortung Grundlage von Freundschaft ist.
Wenn Sie antworten, schreiben Sie nur, wann.
C. W.*

Dr. Serach war verwirrt – so viele Stimmen, sogar mehrere, die sie ansprachen. Von morgens bis abends musste sie im Büro, mit den Kollegen, den Delinquenten, den Vollzugsbeamten dominant umgehen, Aufträge erteilen, Festsetzungen anordnen. Mit Erfolg, wie ihre steile Karriere es ihr erwies.

Schloss sie am Abend die Tür hinter sich, wünschte sie, sich fallen lassen zu können, jemandem Vertrauensvollem die Zügel zu übergeben. Nähe drückte sich für sie darin aus, ganz umspinnen zu werden. Sie legte auch den Brief von F. zur Seite. Schwanken und Risiko waren nie etwas, das sie anzog, die Position in der Beziehung wollte sie nicht in der Schwebe lassen, sie nahm erneut C. W. zur Hand. Da lag kein Drängen, sie versprach nichts, sondern zeigte Bereitschaft zur Verantwortung.

Dr. Serach ordnete die Briefe wie sie sonst Akten hierarchisierte, an die erste Stelle legte sie C. W.

Mit ihrem Füllfederhalter schrieb sie, nicht ohne zweimal bei jedem Namenskürzel an- und abzusetzen:

*Sehr geehrte C. W.,
Wie wäre es mit Freitag, 15. Oktober.*

Sie hatte bewusst kein Fragzeichen setzen wollen, auch kein Ausrufezeichen. Sie wollte nur offenlassen – Wo? Der Stift stockte. Ihr fiel zuerst das Café Josty am Potsdamer Platz ein. Dort würden sie in der Menge von vielen Gästen sitzen: Geschäftsleuten, Einkaufskunden, Reisenden. Sie war schon oft allein dort, doch auch zwei Frauen an einem Tisch würden auffällig wirken. Sie würden gesehen, eventuell auch wahrgenommen werden. Sie könnten auch nicht einfach verschwinden. Ein halber Weg zwischen T. S. und C. W.

Sie verwarf den Gedanken, weil sie kein erstes Abtasten wollte, kein Spiel von Macht und Haltung. Mit dem Inserat hatte sie sich weit aus dem Fenster ihrer Wohnung und ihrer Lebensgewohnheiten gelehnt. Allerdings wollte sie ihre Sicherheitszone verlassen, sich jemandem aussetzen, die selbstsicherer auftreten könnte, als sie sich fühlen würde. Außerdem wollte sie enger, vielleicht sogar etwas intimer zusammensitzen als im Josty. Sie ergänzte:

*Freitag, 15. Oktober, 17 Uhr.
Café Vaterland, Potsdamer Platz. Nebenraum.
Sie unterschrieb nicht mit vollem Namen.
T.*

Erst nachdem sie den Brief gefaltet und in das Kuvert geschoben hatte, bemerkte sie, dass ihre Hand nicht mehr zitterte. Nicht aus Mut. Sondern weil sie eine Entscheidung getroffen hatte, mit der sie sich band. Gleich zu welchem Preis.

Der Angriff

Dr. Serach faltete Ihre Antwort auf C. W. . Sie legte sie neben das Inserat, strich mit ihren Fingerkuppen über die von der Tintenfeder leicht eingezeichnete Spur im Papier. Folgte den Schwüngen ihrer Schrift, die gegen Ende hin zunehmend leicht, dann noch merklicher

zurückhaltend wurden. War es ein Stöhnen, ein Seufzer oder nur ein Durchatmen? Sie schwankte zwischen Stolz und Selbstüberwindung. Was hätte sie in diesem Augenblick dafür gegeben, wenn sie hätte wissen können, was sie damit in Gang setzte. Nochmals ging sie ihren Schriftzügen nach und schrak leicht zurück, mit welchem Gewicht sie den letzten Punkt hinter das T gesetzt hatte.

Trotz hundert Jahre Abstand, als ich in Berlin vor diesen Inseratantworten saß und zugleich Tamars persönlichen Aufzeichnungen über diesen Moment las, konnte ich das Gewicht des Augenblicks nachempfinden, erst recht, weil mir vor Augen stand – welche Bedeutung ihr Schritt und ihr Eintreten für sie und C.W. und für mich heute hatte:

20. Januar 2025, Washington DC.

Schutz von Frauen vor Extremismus der Geschlechterideologie und Wiederherstellung biologischer Wahrheit in der Bundesregierung.

Ich las diese Zeilen – mehrmals, obwohl ich mir einige Monaten zuvor geschworen hatte, keine solche politische Literatur mehr zur Kenntnis zu nehmen und überhaupt mich der konstanten Berieselung von Propaganda nicht mehr auszusetzen. Aber im Licht von Tamars Geschichte drängte sie sich mir auf und ich wusste, dass ich mich davor nicht bewahren konnte. Zumal sich meine Lektüre von Tamar in meine Gegenwart hineinschrieb.

Aufgrund der mir durch die Verfassung und die Gesetze der Vereinigten Staaten von Amerika übertragenen Befugnisse ... wird hiermit angeordnet ...

Zwei Geschlechter. Unveränderlich.

Als hätte es Tamara, Hirschfeld und all die anderen nicht gegeben.

Als hätte niemand je darüber nachgedacht, dass Menschen anders leben könnten, als Staaten es verlangen.

Ich packte das Papier in ein Buch von Jakob Rosenhain, das vor mir auf dem Tisch lag. Der Streit um Körper und Geschlecht war älter als diese Regierung. Viel älter.

Mein Abendkleid hing vor mir. Lud mich ein. Es schmiegte sich zart an meine Haut, als ich es über mich streifte. Ich meinte, an einer anderen Haut entlang zu gleiten.

Valery hatte mir eine Einladung geschickt, typisch Englisch, auf Seidenpapier:

„An Anika von Valery“.

Sie wusste Sprache und Buchstaben zu formen. Um mich auf meine Verabredung mit Valery vorzubereiten schminkte ich mich passend zu den Farben des bis auf die Füße reichenden Satinkleids. Der Spiegel verriet, im Schritt war der Stoff geöffnet.

Als ich aus dem Bad heraustrat, fiel mein Blick ungewollt auf die schwarzen Zeilen des weißen Bogens, der mich zuvor beschäftigt hatte, das politische Geschreibsel, das mir wie billige Propaganda vorkam, weit entfernt davon, ein rotes Tuch zu sein, eher ein schäbiger Wisch eines untergehenden Anspruchs.

Wieso, fragte ich mich, während ich den Sitz meines Lippenstifts prüfte, will mich derjenige, dessen Macht sich an Frauenkörpern gerieben hat, vor Menschen schützen, die

jenseits der binären Differenz von Mann und Frau leben, Frauen, die in einem männlichen Körper geboren wurden und doch – wie ich – als Frau empfinden? Wie kann ein solcher Mann von einem „Schutz von Frauen“ sprechen, wenn er meine Neigung auch zu Frauen verurteilt? Woher nimmt er seine „biologischen Tatsachen“?

Ich schüttelte den Kopf, nahm das Stück Papier und wollte Valery fragen, wie sie aus ihrer englischen Sicht bei dieser Entwicklung in den USA empfindet. Ob sie ihre geplante Konferenzreise nach Chicago in dieser politischen Situation noch antreten würde?

Ich kannte die Biografie von Dr. Magnus Hirschfeld, der schon Anfang des 20. Jahrhunderts ausführlich die biologische Veranlagung von Homosexualität beschrieben hatte und bereits damals gegen Behauptungen wie die des amerikanischen Pamphlets kämpfte. In seiner Lebensgeschichte war ich auf die Anfänge des Einsatzes gegen den § 175 in Deutschland gestoßen und gegen den vielleicht noch härteren, Frauen einschließenden § 129 in Österreich.

Ich legte den Text in das Buch von Hirschfeld und steckte beides in meine Tasche – reichlich Stoff für das Gespräch nach der Theatervorstellung, dachte ich. Wie zu Hirschfelds Zeiten, so das jetzige Amerika. Apparat: Akten, Diagnosen und Begriffe. In diesem Moment fühlte ich mich gedemütigt. Mich und Menschen vergangener Generationen.

Und doch hat es die Hirschfelds, Rosenhains, Hartungs gegeben, die mutig für Trans- und Zwischenmenschen eingetreten waren. Die Gesellschaft war schwarz-weiß, nicht allein von Konservativen, Radikalen oder, auf der anderen Seite, Linken und zwischen ihnen Bürgerlichen geprägt, wie mir die Welt zu Hause nahegebracht wurde.

Mir begegnete bei meiner Durchsicht der einschlägigen Veröffentlichungen der zwanziger Jahre eine andere Vergangenheit – eine Welle gerade in Deutschland, auch in Frankreich und England, die gegen Biedermeier und Künstlichkeit des Menschenbildes revoltierte. Führende Persönlichkeiten weigerten sich, ihre Körper wie von der Gesellschaft verlangt zu verbergen, sondern begriffen sie als Aufnahmebehältnisse der Heilkraft von Sonne und Wind, als Teil des Rhythmus der Natur. Natürliche Begeisterung stellte moralische Vorschriften in Frage, drängte Jugend und Erwachsene ins Freie, schuf Jugendbewegungen, die sich für Sport und für ein damit verbundenes Nationalbewusstsein einsetzten. Allerdings waren damit auch rassistische Vorstellungen verbunden, was mich verwunderte und besorgte.

Es erklärte mir nicht, wie solche Vorstellungen meinen Vater berauschen konnten, aber sie ließen mich ahnen, wie er aus der Jugendbewegung zu einer nationalen Begeisterung gelangte, die ihn Teil der Bewegung werden ließ. Ohne dass mir seine Geschichte in meiner Kindheit und Jugend von ihm oder meiner Mutter offen gelegt worden war. Im Schattendasein hatte diese Haltung wohl meine Brüder stillschweigend infiziert und sie darin bestärkt, sich mir gegenüber zu nähern, wie sie es taten.

Rassismus richtet sich immer auf Körper. Auf männliche – und noch mehr auf weibliche. Einen solchen Körper kennt jeder, man fasst ihn an, ist süchtig nach ihm, schlägt ihn, macht mit ihm, was man will und möchte dann noch über ihn triumphieren, ihn in einer Schublade ablegen und verwahren. Gerade weil der Körper mehr Symbolkraft hat als Aufmärsche und die sie säumenden Fahnen und Hymnen. Rassistische Bücher sind oft Körperbücher, auch Bilderbücher. Homosexuellenfeindlicher Rassismus macht sie zu Vexierbilderheftchen. Im Format der Zigarettenalben. *Deutschland erwacht* – ein Körperbild.

Himmler erklärte homosexuelle Männer zur Seuche und zur Gefahr für die „Volkskraft“. Frauen hingegen waren für ihn Brennstoff, der diese Volkskraft antreiben sollte, etwa in zehn

der großen Konzentrationslager, in denen er von 1942 an Bordelle nicht für die SS, sondern für männliche Inhaftierte, die als Wachleute dienen mussten, einrichtete, das perverse Kombinat: Opfer der Opfer und für Opfer. Frauenbilder, die „mangelnde weibliche Reize“ zeigten, führten Himmler zufolge „den Männerstaat zur Homosexualität“. Das konnte man Dr. Tamar Serach, der wir noch näher begegnen werden, nicht nachsagen, auch wenn sie auf der Suche nach einer Partnerin war. Und doch gerieten Frauen wie sie nicht im selben Maß ins Visier wie homosexuelle Männer – auch wenn Frauen nie sicher waren. Erst recht, wenn sie Jüdischsein und Homosexualität in sich vereinten, waren sie den Nationalsozialisten des Teufels Hexen.

Hier halfen nichts als Hammer und Schläge.

Die Geschichte kennt dafür einen anderen Namen.

Mir kroch Macbeth in die Sinne, unter die Haut. Hexen leben weiter, länger als diejenigen, deren Leben sie skizzieren.

Tausendjährige werden oft nur wenige Jahre alt, morden sich selbst oder hängen am Galgen. Wer sich zum Mann macht, zum Führer aufschwingt, kriecht ins Versteck, richtet sich selbst oder wird, wie Nicolae Ceaușescu oder Muammar al-Gaddafi erschossen. Hier hilft kein Prophet: Wer für immer König wird, hat keine Königin an seiner Seite, es sei denn, sie hält den Dolch in der Linken oder die Schlange in ihrer Scheide.

Diese Lehre war keine theoretische, auch keine solche der Bühnenbretter Shakespeares. Die Nazibewegung hätte es aufgrund ihrer eigenen Realitäten wissen müssen, wie ich bald aus den Dokumenten lernen sollte.

Ich hatte mich in den vergangenen Jahren in die Geschichte des Nationalsozialismus vertieft, seit meiner Cambridger Doktorarbeit zur Exilkünstlerin Hulda Mannheimer, die schon eine geraume Zeit zurücklag. Nach dem Verlust meines langjährigen Freundes und meiner ebenso langen weiblichen Begleitung war ich seit kürzerer Zeit mit Valery als meiner Partnerin und kritischen Leserin zusammengekommen, selbst Kunsthistorikerin wie ich. Und diese Spanne, seit der ich ihr wieder begegnet war, hat mich die Verluste leben und mich erneut dem älteren Thema zuwenden lassen.

Abschließen konnte ich nämlich mit dem Thema der Nazizeit nicht. Es war zu sehr mit mir selbst verwoben. Auch ein beständiges Diskussionsthema mit Valery, auch wenn sie sich manchmal gewünscht hätte, ich könne die Arbeit ab und zu ausblenden. Doch das war leicht gesagt. Für mich war es keine Arbeit; es war das Abtauchen in meine Vergangenheit, in meine dunklen Erfahrungen, die ich mit meinen zwei Brüdern in der Familie machen musste, und nach dem Tod meiner Eltern die verstörende Entdeckung, dass mein Vater in die Geschichte des Nationalsozialismus verstrickt war, die ich studierte. Nein, es war keine Arbeit, es war der Versuch, mit dieser Vergangenheit leben zu lernen, auch das wusste Valery. Und sie bemühte sich darum, mit mir diese Last zu tragen und sie mir leichter zu machen.

Ich hätte den Hirschfeld aus meiner Tasche nehmen, den Mantel anziehen und einfach loslaufen können. Ich tat es nicht. Die Zeit damals war mir zu nah. In die Haut gebrannt. Auch ohne Tätowierung.

Über Hulda war ich auf das Jüdische Kinderkrankenhaus Berlin gestoßen, in welchem Hulda ihren ersten öffentlichen Auftrag erhalten hatte. Nach mehrjähriger Recherche hatte ich zunächst ein Buch über sie, dann über die Geschichte dieser jüdischen Einrichtung, eine der wenigen, die die Nazizeit und den Zweiten Weltkrieg überlebt hatte, verfasst. Bei der

Bearbeitung dieser Institution begegneten mir die Polizeirätin Martha Mosse und ihre Kollegin Tamar Serach.

Serach hatte mich nicht mehr losgelassen, weil man über Mosse noch mehr wusste, aber Informationen zu Serachs Leben und ihrer Tätigkeit nur schwer zu finden waren, oft nur aus Parallelen zu Mosse zu erschließen. Doch gerade Tamar, wie ich entdeckte, schlug die Brücke zu meinen früheren Arbeiten und verband die verschiedenen Themen miteinander, die mich beschäftigt hatten. Und sie führte mich noch tiefer in meine eigene Geschichte, wie sich zeigen sollte.

Nun war ich Archivarbeit gewohnt. Hatte mich seit Beginn meiner akademischen Karriere mit der Geschichte zwischen den beiden Weltkriegen beschäftigt, insbesondere mit Künstlerinnen, Schriftstellerinnen und Bildhauerinnen, dann mit Medien und Institutionen. Was sich aus den Akten und Papieren lesen ließ – und was ich zwischen den Zeilen zu sehen meinte –, begann im Jahr 1925.

Damals war Serach 33 Jahre alt. Sie stammte aus einer bekannten Berliner Juristenfamilie, doch nicht einmal ihr Cousin, Sohn eines berühmten Verlegers, der nach Amerika emigrierte und dort ein bekannter Historiker wurde, erwähnt sie in seiner Autobiographie. Sie schien eine namenlose Familienangehörige zu sein.

Erst im Landesarchiv Berlin fand ich nach langen Recherchen Sach- und Personalakten zu Tamar Serach, Material sowohl zu ihrer Ernennung, Beförderung, zu Disziplinarvorgängen als auch zu ihrer Entlassung, und im Archiv der Akademie der Künste persönliche Dokumente zur Zeit vor ihrer Vertreibung aus dem Polizeidienst. Dann im Archiv des Leo-Baeck-Instituts in New York begegneten mir die von ihr getippten „Erinnerungen“, die mir weiterhalfen. Später fand ich weiteres Material, auch persönlich gehaltene Konvolute an Dokumenten, Briefkopien und Eintragungen. Aus diesen versuchte ich mir ihren Werdegang und ihre Erfahrungen zu erarbeiten.

Eines der ersten Zeugnisse führte mich wie die Konquistadoren des frühen 16. Jahrhunderts nach Eldorado, allerdings nicht in das sagenumwobene Land des Goldes in Südamerika.

Dort nämlich wurde der kolumbianischen Sage zufolge beim Herrschaftsantritt des neuen Fürsten dessen Körper mit Goldstaub überzogen. Dann fuhr der Fürst auf einem goldenen Floß, beladen mit Goldgegenständen und Edelsteinen, zur Mitte eines Bergsees. Das Gold wurde ins Wasser versenkt, der Fürst sprang hinterher in die Fluten, wobei sich das Gold von seinem Körper löste und mit dem übrigen Reichtum in die Tiefen sank.

Hier, für Berliner, nicht nur für Berliner Männer, lag Eldorado viel näher. Ebenfalls mit Staub, Stoff und Tüll umhüllt, existierte es tatsächlich und war greifbar, inmitten der Reichshauptstadt, und zwar in Charlottenburg, an der Ecke Kantstraße und Bleibtreustraße. Im Jahr 1924 wurde es im Obergeschoss eines älteren Cafés als Tanzbetrieb eingerichtet. Schon 1926 zog das *Eldorado* um zur Ecke Martin-Luther-Straße und Augsburger Straße und lud unter demselben Namen Männer wie Frauen, Homosexuelle, *Transvestiten* und Heterosexuelle, vor allem die bessere Gesellschaft, zu Darbietungen von Tänzern und Tänzerinnen ein.

Dr. Tamar Serach wurde von ihrer Polizeidienststelle an einem Abend wegen eines Diebstahlsfalles in dieses Lokal geschickt. Außerdem wollte sie Beschwerden nachgehen, die gegen das Etablissement erhoben wurden. Sie wurden von der *Gemeinschaft der Andern* erhoben, einem Verein von „anständigen Homosexuellen“, die ganz energisch dagegen

protestierten, „daß sie mit solchen Menschen, die in diesem Lokal verkehren, gleichgesetzt“ würden. Zum Aufgabengebiet Dr. Serachs gehörte auch die Aufsicht der unter den § 175 fallenden Verfehlungen und damit auch die Frage, ob solcherlei an dieser Vergnügungsstätte festzustellen wären.

In Dr. Serachs Vorrecherchen war ihr die Akte des Klageführers, Ernst Julius Röhm, begegnet. Er war bereits im Jahr 1924 in verschiedenen Berliner Nachtclubs gesichtet worden, etwa dem *Kleist-Kasino*, der *Silhouette*, der *Internationalen Diele* und eben dem *Eldorado*. In Dampfbädern habe er unter anderen Männern homosexuellen Verkehr gehabt, was ihm jedoch nie schlüssig nachgewiesen werden konnte. Aber einmal hatte er sich selbst im Jahr 1925 aktenkundig gemacht, der Fall, den Dr. Serach jetzt zu verfolgen hatte. Röhm zeigte einen Strichjungen namens Hermann Siegesmund des Diebstahls an. Dieser Junge habe sich in einem Hotelzimmer Röhm aufgehalten und ihm seinen Gepäckaufbewahrungsschein gestohlen, um damit seinen Koffer zu entwenden.

Um der Sache auf den Grund zu gehen, hatte Dr. Serach die verschiedenen Etablissements besucht, Erkundigungen eingezogen, Inhaber und Besucher und auch den von Röhm Belasteten verhört. Im *Eldorado* wurde sie gleich fündig und konnte eine Aussage des von Röhm Beschuldigten zu Buche nehmen. Siegesmund führte aus, er sei am besagten Tag von Röhm auf sein Zimmer gebeten worden, habe auch über Nacht bleiben sollen, doch als Röhm nicht nur Liebeleien von ihm wollte, wofür er ihn hatte bezahlen sollen, sondern darüber hinaus ihn zu homosexuellem Geschlechtsverkehr habe drängen wollen, sei es ihm, Siegesmund, zu heiß geworden. Anschließend sei es ihm gelungen, sich dem kräftigen, ehemaligen Soldaten Röhm zu entwinden, noch bevor es zu dem Delikt gekommen sei. Dr. Serach hatte den Fall zu den Akten genommen, aber den Diebstahlsversuch nicht weiter verfolgt, eine Verletzung des § 175 sah sie nicht gegeben.

Nur die Presse lachte über den Fall: „Bleibst du in Berlin bei Nacht,/ dann gib auf deinen Koffer acht!/ Die Polizei geht still vorbei,/ sie sieht – und sieht doch einerlei.“ Die SA nutzte den „Fall Röhm“, um in großem Umfang homosexuelle Männer im Reich aufzuspüren, sie zu verfolgen, „homosexuelle Cliques“ aufzumischen und sie zu „Staatsfeinden“ zu erklären. Noch war das Strafmaß des § 175 auf fünf Jahre begrenzt, bevor es in den dreißiger Jahren auf Zuchthaus bis zu zehn Jahren angehoben wurde und man nicht mehr nur Analverkehr, sondern jegliche „Unzucht“ verfolgte und jährlich um die 8.000 Männer verurteilte. Doch noch war Dr. Serach für die Auslegung in Berlin zuständig.

Im Dienst bei Hartung

13. Oktober 1926.

Den Antwortbrief – adressiert an den Verlag der *Gefährtin* – in der Hand, ging sie zum großen Postamt am Alex und kaufte eine Marke. Ohne Zögern gab sie den Brief auf. Danach betrat sie das Polizeipräsidium, um den Tages- und Wochenplan einzusehen. Auf dem Flur begrüßte sie schon ein Kollege: „Herzlichen Glückwunsch, Frau Polizeirätin!“

„Oh“, antwortete sie, „ist es schon offiziell?“

„Wir durften heute Morgen eine Glückwunschkarte an Sie unterschreiben.“

Dr. Serach war erstmals verlegen, was ihr selten geschah. Sie bedankte sich und betrat geradenschritts ihr Büro. Die Kollegen erhoben sich von ihren Stühlen, applaudierten und

gratulierten ihr. Tatsächlich leuchtete auf ihrem Schreibtisch über Terminkalender und Akten eine große Glückwunschkarte. Daneben lehnte ein kleiner Briefumschlag mit dem Absender: *Der Preußische Minister des Innern. Min. pers.*

„Oh, der Minister persönlich?“

Ihre Kollegen schmunzelten. Sie öffnete behutsam das Kuvert und die Männer, die um sie herumstanden, forderten sie auf, den Text laut vorzulesen.

Fräulein Dr. Tamar Serach. Berlin. Polizeipräsidium

Wertes Fräulein Dr. Serach!

Haben Sie vielen Dank für die Glückwünsche zu meiner Ernennung. Ich bin doppelt glücklich, weil ich nun für Sie erreicht habe, worauf Sie meiner Meinung nach längst Anspruch hatten. Herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Beförderung und Ernennung zur Polizeirätin.

Mit vorzüglicher Hochachtung und freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

Grzesinski

Sie war keine Frau großer Reden. Bedankte sich kurz bei den anerkennenden Gesichtern und verwies auf das Außergewöhnliche des Aktes: „Ich nehme stellvertretend für die vielen Frauen in der Polizeiarbeit die Beförderung zur Polizeirätin an. Preußen hat einen wichtigen Schritt mit dieser Beförderung getan. Sie ist weniger eine Anerkennung meiner Person als vielmehr die der Frau. Denn Frauen bilden nicht nur in traditionellen Rollen vielfach Stützen des Landes, sie tun es auch in anderen gesellschaftlichen Feldern. Die Beförderung ist eine Feststellung dafür, dass auch Frauen in Preußen und Preußen mit Frauen eine Zukunft haben.“

Die Kollegen klatschten ihr Beifall, der einzigen Frau neben Dr. Martha Mosse in ihrer Abteilung. Auch Dr. Mosse gratulierte ihrer Kollegin und freute sich darüber, dass sie nun zu zweit als Polizeirätinnen mit ihrer Dienststelle eine besondere Position innerhalb der Berliner und der Preußischen Polizei geschaffen und eine Speerspitze für Frauen gebildet hatten. Es war sogar mehr – zugleich ein Akt weiblicher Selbstüberwindung innerhalb einer bislang von Männern beherrschten Domäne.

Bescheiden nahm Dr. Serach ihren Platz hinter dem Schild mit dem neuen Dienstrang ein, sortierte ihre Akten und verabschiedete sich zum ersten Termin an diesem Tag.

Sie hatte das Verlagsbüro Wilhelm Hartung in Berlin-Wilhelmshagen im Visier, auch den Arzt und vielgelesenen Autor Dr. Jakob Rosenhain, und wollte anschließend zu Sylvia Enner, der Redakteurin der *Frauenfreundschaft*, die dieses und ähnliche Blätter betreute.

Nachdem die Reichsregierung an einer Gesetzesvorlage arbeitete „zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzliteratur“, in den vergangenen Wochen in Hamburg die Polizei einschlägige Zeitschriften wie *Die Insel*, *Die Freundschaft*, *Die Freundin* und *Die Gefährtin* für den öffentlichen Straßenverkauf verboten hatte und auch in München das *Freundschaftsblatt* aus den Schaufenstern von Geschäften verschwunden war, sollte Dr. Serach für Berlin eine Voruntersuchung einleiten, ob und wenn ja, welche Maßnahmen für die Hauptstadt zu treffen seien.

In der Straßenbahn auf dem Weg zum Alex und von dort mit der Stadtbahn nach Wilhelmshagen las sie die Notizen durch, die sie sich in den vergangenen Tagen zu Wilhelm Hartung angelegt hatte.

Hartung war Anfang fünfzig, hatte schon seit Jahren die Zeitschrift *Der Andere* herausgegeben. Im Polizeiregister fand Dr. Serach einen Eintrag aus dem Jahr 1900, dass Hartung für 12 Monate im Gefängnis sitzen musste, weil er einen Reichstagsabgeordneten „symbolisch“ und „thätlich“ angegriffen hatte. Erneut wurde er 1905 zu einer zweimonatigen Gefängnisstrafe wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften verurteilt, 1907 schließlich zu weiteren anderthalb Jahren, nachdem er öffentlich gemacht hatte, dass Reichskanzler Bernhard von Bülow in einer homosexuellen Beziehung lebe. Noch andere Bekanntgaben und Verurteilungen Hartungs fand Dr. Serach in der Kartei.

Bedenklich stimmte Dr. Serach, dass Hartung seit 1903 Gründungsvorsitzender und Präsident der *Gemeinschaft der Anderen* war, die nicht nur homosexuelle Liebe von Männern propagierte und für die Abschaffung des § 175 kämpfte, sondern sich auch für die Fortführung der griechisch-antiken Knabenliebe einsetzte. Wieso, fragte sich Dr. Serach, geht es ihm nur um gleichgeschlechtliche Liebe unter Männern, nicht auch um die unter Frauen? Wieso setzt er sich dem Verstoß gegen den Schutz von Minderjährigen aus, warum gefährdet er sich und diese Gesellschaft? Es beruhigte sie lediglich, dass Hartung seit seiner Eheschließung mit einer Krankenschwester im Jahr 1920 seltener in der Öffentlichkeit aufgefallen war.

Hartung war kritisch gegenüber den ärztlichen Erkenntnissen von Dr. Rosenhain eingestellt, die dieser bis auf Details mit Dr. Hirschfeld teilte. Diese sahen Homosexualität als biologisch angelegt. Dr. Serach hatte Passagen dieser Einschätzung angestrichen und am Rand hinzugefügt: „Nicht erst von Hirschfeld und Rosenhain, schon im 19. Jahrhundert von dem französischen Nervenarzt Claude François Michéa erkannt.“ Dr. Rosenhains Theorie zufolge gab es keinen Zwiespalt zwischen Männlichem und Weiblichem. Anstelle dessen schlug er wie Hirschfeld sexuelle Zwischenstufen vor mit etwas dazwischen, was, wie er meinte, *nicht gerade sehr treffend* als ein mittleres, *drittes Geschlecht* bezeichnet wurde, wie es im Titel eines Buches von Dr. Hirschfeld hieß.

Welchen Eindruck Hartung, Dr. Rosenhain und Enner auf sie machen würden?

Sie war schließlich an der zweistöckigen Familienvilla Hartungs in der Bismarckstraße angekommen, staunte über das hinter dem eisernen Zaun gelegene bürgerliche Anwesen mit seinem griechischen Portiko samt Architrav. Anders und eigen wirkte Hartung tatsächlich auf sie, nachdem seine Frau ihr die Tür geöffnet hatte, oder weniger eigentümlich als vielmehr exzentrisch – und er trug seine Exzentrik vor sich her. Mit großer Geste lud sie der Mann, der einen Schnauzer und seine Haare wie Nietzsche trug, ein, durch das Haus in den Garten zu treten, in dem er seinen Verlag und sein Fotoatelier in einem Hintergebäude untergebracht hatte. Hinter einem kleinen Schreibtisch und vor einer Regalwand mit Verlagsprodukten, Zeitschriftennummern, Bänden und Fotoarbeiten an den weiteren Wänden saß ein junger Mitarbeiter, den Hartung ihr als Arthur Kleinow vorstellte. Sein Gesichtsausdruck war weich, er hatte tiefe Augen, enganliegende Ohren, nach allen Seiten abstehende Haare. Als Kontrast zu seiner ausgeprägten jugendlichen Schönheit diente die kurze Pfeife, die er in der Hand hielt und ab und zu zwischen seine Lippen führte, als ob er bereits seit vielen Jahren, wenn nicht – entgegen seiner Jugend – seit Jahrzehnten, Pfeifenraucher gewesen wäre; gelbe Zähne zeigten sich, die der Rauch ab und zu frei gab.

„Meine treueste Stütze“, fügte Hartung hinzu, während Kleinow ihn innerlich berührt anstahlte, „vor allem auch durch all die schwierigen Jahre, die der Verlag schon hinter sich hat.“

„Frau Polizeirätin Dr. Tamar Serach“, stellte er sie seinem Mitarbeiter vor, „sie kommt, um unsere jüngsten Publikationen zu sichten und unsere Aktivitäten zu prüfen.“

Kleinow verdrehte die Augen, und Dr. Serach fragte sich, ob er sie als Frau oder als Polizeirätin ansah. Leicht von unten und schräg, wie sie empfand. Sie ging über diesen Eindruck ohne Bemerkung hinweg: „Gewiss haben Sie“, sagte sie zu Hartung, „schon einen gewissen Katalog an Einträgen in unserer Kartei, aber mein Auftrag heute ist es nicht zu intervenieren. Wir sind von der Regierung angehalten, Vorermittlungen zu führen. Nicht im Hinblick auf Ihren Verlag und dessen Veröffentlichungen, auch nicht auf Ihre Vereinigung der *Gemeinschaft der Anderen* – es geht vielmehr darum, dass wir ein beratendes Gutachten für die Legislative vorbereiten, wie künftig der Kinder- und Jugendschutz im Reichsgebiet besser geregelt werden soll, trotz des fortbestehenden Ländervorbehalts. Und da stellen sich Fragen wie: Dienen ihre Publikationen und Handlungen zu ihrer Bildung oder sittlichen Gefährdung, also – und das ist die Frage, die uns heute interessiert – fallen solche Aktivitäten unter die Strafparagraphen §§ 175-184, insbesondere Fragen der strafbaren Homosexualität, der Erregung öffentlichen Ärgernisses und der Verbreitung unzüchtiger Schriften oder können sie als Ausdruck der öffentlichen Presse- und Meinungsfreiheit und des künstlerischen Schaffens nach § 118 der Weimarer Reichsverfassung gelten. Mehr noch, wie müsste die Gesetzeslage geändert werden, damit Ihre Schriften dann nicht unter einen dieser Strafparagraphen fallen, wenn sie nach heutiger Auffassung augenscheinlich keine Gefahr für die Jugend darstellen.“

„Puh, das war ein Bündel an Informationen, lassen Sie mich bitte kurz nachdenken. Habe ich Sie richtig verstanden, es geht jetzt nicht um mich, um uns hier im Verlag, sondern darum, ob und falls – wie sich an den Gesetzen etwas ändern soll?“

Dr. Serach nickte.

„Das erleichtert mich“, sagte Hartung und schaute zu seinem Mitarbeiter, „zeige der Frau Dr. Polizeirätin unsere jüngsten Nummern!“

Kleinow griff in eine Schublade seines Schreibtischs, kramte zwei, drei Zeitschriftenhefte hervor und legte sie vor die Polizeirätin mit dem Titelbild nach unten.

„Hier die jüngsten Ausgaben“, sagte er etwas verschämt, „die sind eigentlich für Männer gedacht“, gab er zu bedenken.

„Ich bin nicht zimperlich – dieses Material ist mein tägliches Brot“, versicherte Dr. Serach, nahm sich einen Stuhl, setzte sich vor den Schreibtisch, Hartung stand neben ihr und schaute über ihren Rücken, während sie das erste Heft umdrehte und sich das Titelbild betrachtete. Aktstudie 5 war dieses unterschrieben. Ihr war sofort aufgefallen, dass der sie anblickende nackte Jüngling, der, stehend und die Hände erhoben, einen Backstein stemmte, wodurch seine Brustmuskeln schattenwerfend hervortraten, kein anderer war als der junge Mann, der ihr gegenüber saß.

„Ästhetische Figur“, kommentierte die Polizeirätin, ohne auf ihr Gegenüber zu sehen.

„Kunstdarstellung“, meinte Hartung, während Kleinow schwieg.

Dr. Serach blätterte weiter und stieß auf den ersten Beitrag, der überschrieben war mit „Über das Geschäft der moralischen Scharfrichter. Anmerkungen zum sogenannten Schundschutz“. Sie las:

Das sogenannte Schundschutzgesetz, hervorgegangen aus Initiativen der Jugendbewegung, hatte ein begrenztes Ziel: die Jugend vor tatsächlicher Trivial- und Minderwertliteratur zu bewahren, bei der von künstlerischem oder geistigem Gehalt keine Rede sein kann, und Raum zu schaffen für ernsthafte Schriften von bleibendem Wert aus der Feder anerkannter Schriftsteller.

Es war keineswegs dazu bestimmt, als Sittlichkeitswerkzeug kirchlicher oder politischer Rückwärtsgewandtheit zu dienen oder jenen zweifelhaften Kreisen Vorschub zu leisten, die im Dunkel wirken und nunmehr begonnen haben, dieses Gesetz an sich zu ziehen. In ihren Händen wird es gegen Aufklärung, geistige Freiheit und gesellschaftlichen Fortschritt missbraucht.

„Mit der Position, die hier vorgetragen wird, muss die Polizei nicht übereinstimmen, aber es lässt sich kaum bestreiten, dass hier eine Ansicht geäußert wird, die deutlich ist, man könnte sie auch als polemisch gefärbt beschreiben, doch scheint mir unbestreitbar, dass es sich um einen Beitrag zur Meinungsbildung handelt.“

Hartung war gespannt, ob sich die entlastende Einschätzung der Polizeirätin auch auf seine Aktstudien beziehen würde. Doch er traute sich nicht, auf diese hinzuweisen. Dr. Serach kam von sich aus auf sie zu sprechen: „Was die Fotoaufnahmen betrifft, würde ich sie der Kunstsparte zuweisen. Zwar ist der Jüngling nackt gezeigt, auch unter Einschluss seiner Genitalien, doch sind diese nicht erigiert dargestellt und allenfalls die Muskulatur des Brustkorbs könnte man als überdeutlich gezeichnet beurteilen. Aber wer könnte sich an einer Männerbrust stoßen?“

Hartungs Miene hellte sich weiter auf.

„Kritisch, nicht im Sinne einer möglichen Strafbarkeit, auch sicherlich nicht im Hinblick auf die gesetzliche Neufassung – eher als Frau, die sich im Staatsdienst bewährt hat und als Meinung einer solchen – frage ich Sie, ob es dienlich ist, von ‚kraft- und saftloser Schönfärberei und weibischer Unwahrhaftigkeit in Literatur und Kunst‘ zu schreiben, dann von ‚übergeschnappten hysterischen Weibern‘ und einer ‚ekelhaften Weiberwirtschaft.‘ Besteht die Stärke der Männlichkeit nur in der Herabsetzung der Weiblichkeit?“

Dr. Serach wies mit ihrem Finger auf eine Stelle im Heft, das sie in Händen hielt. „Seien Sie froh, dass heute eine promovierte Juristin die Voruntersuchung bei Ihnen vornimmt, ich kenne Kollegen, die erziehungsbedingt weniger objektiv urteilen würden. Aber, wie gesagt, ich bin nicht zum Zwecke der Prüfung hier – nehmen Sie meine Bemerkungen als wohlgemeinten Rat einer Frau für die Zukunft.“

Hartung war sonst kaum auf den Kopf gefallen, wusste in diesem Augenblick aber nicht, wie und was er antworten sollte. Er räusperte sich, überlegte, ob es klug sei, dagegen zu halten oder still die Einschätzung zu akzeptieren.

Dr. Serach kam ihm zuvor: „Sie fordern ja eine kritische Auseinandersetzung, die würde ich mir auch im Blick auf Ihre eigenen Positionen wünschen. Lassen Sie mich noch eine positive Kritik anfügen. Mir ist aufgefallen, dass Sie sich für Theodor Lessing einsetzen und sich gegen antisemitisch gefärbte Verleumdungen stellen. Das rechne ich Ihnen hoch an.“

Dr. Serach wartete erst gar nicht darauf, dass sich Hartung eine Replik zu ihren Einwänden zurechtlegen würde.

„Schicken Sie mir Ihre nächste Nummer ins Revier – und ich werde sehen, ob und wie Sie auf meine Meinung eingehen.“

„Sie können gerne die jüngste Ausgabe behalten und zu Ihren Akten nehmen.“

Sie steckte das Heft in ihre Arbeitstasche, reichte Hartung und Kleinow die Hand: „Bleiben Sie im rechtlichen Rahmen“, verabschiedete sich die Polizeirätin. Hartungs Frau begleitete sie durchs Haus zur Tür.

Gespräch im Institut der Sexualwissenschaft

Als Dr. Serach auf die Straße getreten war und die Begehung von Hartungs Verlag noch in ihr nachhallte, mischte sich ein anderer Ton in ihre Erinnerung. C. W. – wie wird sie solche Bilder, solche Texte, diese frauenkritische, ja frauenabwertende Haltung bewerten? Ob sie mit ihr über diese Themen würde reden können? Ihre kurzen Zeilen deuteten auf eine intellektuell geschulte und verantwortliche Persönlichkeit hin, eine Grundvoraussetzung für eine stabile Beziehung, dachte Dr. Serach. Dass sich Menschen wie Hartung für ihre Gleichgültigkeit und die anderer einsetzten, fand ihre Sympathie und Bewunderung; ihr missfiel lediglich die misogynen Art, die den Patriarchalismus, mit dem sie über die Jahre in Studium und Beruf zu leben hatte, ohne gegen ihn kämpfen zu können, noch zu stärken schien. Bedauerlich, dachte sie, dass sogar Männer, die sich als exzentrisch, eigen und anders betrachten, in dieselben Stereotypen verfielen, gegen welche sie kämpften. Sie hatte zwar keine fraulichen Empfindungen beim Anblick der Aktstudien, würde sie darum aber den männlichen Körper für unschön oder ungelenkt halten? Wie hätte C. W. auf diese Broschüren reagiert, sie als nackt oder pornographisch betrachtet, vielleicht gar als attraktiv empfunden? War sie homo-, hetero- ... Tamar ertappte sich, unprofessionell zu werden, mehr noch, ihre Profession mit ihrem Privatleben zu vermischen.

Sie nahm in der Bahn Platz, hätte auch gerne das Heft aus ihrer Arbeitstasche gekramt, entschied sich aber angesichts der Menschen, die neben ihr saßen und um sie herum standen, die Zeitschrift wegen der expliziten Bilder dort stecken zu lassen und sich mithilfe ihrer Notizen auf den nächsten Termin vorzubereiten.

C. W. ging ihr dennoch nicht aus dem Kopf. Sie starrte auf die Informationen, die sie zu Dr. Rosenhain zusammengetragen hatte. Arzt. Naturheilkundler. Homosexueller. Wissenschaft und Humanität.

Welchem Beruf ging C. W. nach? War sie überhaupt berufstätig? Verheiratet oder solitär?

Dr. Rosenhain hatte nach den Akten zu urteilen zwei Lebenspartner, einen jüngeren Mann, Paul Linden, der ihm in seiner Praxis half, und einen mit ihm praktizierenden Arzt, Dr. Akira Morimoto, der an der Kaiserlichen Universität Kyōto studiert hatte und dort bei einem Gastvortrag Dr. Rosenhain, dem er als Übersetzer während der Diskussion diente, begegnet war. Nach seiner Anerkennung als Facharzt in Deutschland trat Morimoto in Dr. Rosenhains Arztpraxis ein – jedoch nicht ausschließlich aus fachlichen Interessen, wie Dr. Serach vermutete. Propaganda oder Realität? In den Akten stand: „in Liebe entbrannt.“ Ein Polizeiwort war es nicht. Ein Fremdwort aus Feuilleton und Denunziation.

C. W. blieb eine Chiffre – und doch zog sie Dr. Serach an. Dr. Serach seufzte. Man schrieb zwei Initialen in die Welt – und hoffte, die Welt antwortete. Das Inserat und seine Folgen

sprachen gegen jede Spontaneität – und trotzdem hatte sie es gesetzt. Ihr Dienst lehrte sie, der Zukunft voranzuplanen; nun unterwarf sie sich dieser Ordnung. Handeln gegen sich selbst, gegen die eigene Einsicht? Emotionaler, unvernünftiger Ausbruch? Sie wehrte sich dagegen, sich den männlichen Frauenbildern anzugleichen und ihnen zu folgen.

Dann zwang ein erster Einblick in die Schriften von Dr. Rosenhain, dass sich Dr. Serach mit seinen Theorien auseinandersetzen musste. Dr. Rosenhain, so las sie, berief sich auf Karl Heinrich Ulrichs, Geschlechtlichkeit sollte wie das Geschlecht angeboren sein. Das hatte eine gewisse Überzeugungskraft für sie. Doch Dr. Serach wehrte sich gegen Ulrichs Überlegung, Homosexuelle bildeten ein drittes Geschlecht, da sie weder vollständige Frauen noch vollständige Männer seien.

Soweit sie zurückdenken konnte, fühlte sie sich als Frau, als Mädchen, hatte aber schon seit den Anfängen ihrer Pubertät sich eher von Freundinnen nicht nur emotional, sondern auch körperlich angesprochen gefühlt. Aber wie Dr. Rosenhain sich kritisch zum Begriff „homosexuell“ äußerte und den von Ulrich geprägten „uranisch“ bevorzugte, ging es Dr. Serach gar nicht vordringlich um Sex oder sexuelle Akte, sondern um Sympathien und Antipathien. Sie mochte die Bezeichnung „uranisch“, weil diese sie an Platons Unterscheidung zwischen der himmlisch-uranischen Aphrodite (der Liebe) und der pandemisch-irdischen Allerweltsliebe erinnerte. Sie hatte sich nie als ordinär oder gewöhnlich empfunden, wehrte sich allerdings nicht weniger dagegen, „eigen“ oder „anders“ zu sein. Während sie in den Bars häufig „Anders als die anderen“, das Lied von Selli Engler, hören musste, wollte sie nicht anders sein, schon gar nicht anders als die Anderen. Schlicht nur sein, wollte sie, das sein, wie und was sie war, oder wie sie sich empfand. Vielleicht hatte Dr. Rosenhain im Unterschied zu Hartung recht, und ihre Orientierung war weniger durch Erziehung und Gesellschaft geprägt. Warum fragte man nicht zugleich kritisch nach der Orientierung von Heterosexuellen? Noch kritischer nach jenen, die sich ausschließlich auf sich selbst richteten – etwa nach Zölibatären? Angeboren oder anerzogen? Oder eine Mischung von beidem? Wieso die Normierung auf eine der Alternativen?

Dr. Rosenhains Theorien, so hatte sie gesehen, waren auch unter Wissenschaftlern nicht unwidersprochen geblieben. Zugestanden wurde, dass Dr. Rosenhains Fülle an klinischem Material, ergänzt durch das von Dr. Hirschfeld, nicht zu widerlegen sei, man müsse folglich sexuelle Zwischenstufen zwischen männlich und weiblich annehmen. Gefragt wurde allerdings, wie sie biologisch verankert seien – von Geburt an, ausgeprägt oder nur angelegt, oder auch sozial und gesellschaftlich verstärkt oder versteckt? Psychologen der freudschen Richtung hatten alles, was jenseits der Dualität lag, für kindliche Erkrankungen gehalten, sahen darin „abartiges psychisches Verhalten“. Schlimmer noch: In einem katholischen Lehrbuch begegnete ihr die Formulierung, sie seien „Symptome psychopathischer Degeneration“.

Beim Lesen erschrak sie, sowohl bei dem Gefühl, eingeordnet zu werden, aber auch bei der Vita des Autors, die davon berichtete, dass der Autor vor seiner Lehrtätigkeit an der Universität einige Jahre lang Leiter der Abteilung „Seelische Sexualleiden, Potenz- und Triebstörungen“ in Dr. Rosenhains Institut war. Trotz der katholischen Kritik an Dr. Rosenhain und einer konservativen Haltung und Weiterführung von dessen Theorien stieß sie auf eine spätere Lobeshymne, die geradezu programmatisch auf sie wirkte: „Ulrich von Hutten hatte sich gegen geistige Unfreiheit gewandt, Voltaire und Rousseau gegen die rechtliche Versklavung durch unkritisch tradierte Autoritäten. Wie diese verstand Dr. Rosenhain sein

Wirken als Beitrag zur Befreiung von Knechtung – hier der lebendigen Triebe und Gefühle anstelle von pseudowissenschaftlicher Bevormundung.“

Kampf gegen Knechtung, kam ihr, wie konnte der Autor dann aber die Knechtung zur Genetik erheben, sie in Stempel verwandeln und auf Tintenkissen drücken? Drücken – eigentlich hatte sie Betten empfunden, doch das Bild ließ sie zu C. W. gleiten. Sie rückte ihre Bluse zurecht, positionierte die Lektüre vor sich, zwang sich zur Aufmerksamkeit darauf. Beim Blick auf das Papier vor ihr fiel ihr auf, dass sie auf ihren Busenansatz durch das geöffnete Tuch hinabblickte. Vorm Umblättern drückte sie den oberen Knopf durch den kleinen Schlitz.

Sie hatte wegen der kurzen Terminierung ihres Dienstauftrags erst wenige Seiten aus dem umfangreichen Schrifttum Dr. Rosenhains lesen können. Mit Neugier sah sie der Begegnung mit ihm und Dr. Morimoto entgegen, auch wenn sie sich ihrer Pflicht bewusst war, zu prüfen, wie weit die Art, in der Dr. Rosenhain seine Kenntnisse in verschiedensten Publikationen und in öffentlichen Vorträgen verbreitete, den gesetzlichen Vorgaben gemäß war. Dr. Rosenhain hatte einen *Ausschuss für Wissenschaft und Humanität* mitinitiiert, der politisch den Kampf um die Abschaffung des § 175 vorantrieb. Auch Hartung, so hatte sie gesehen, war Mitgründer dieses Ausschusses, trotz aller Kritik an den Theorien Dr. Rosenhains, was ihr die theorieübergreifende Bedeutung dieser gesellschaftspolitischen Arbeit aufzeigte, aber auch die offene Flanke Dr. Rosenhains sich und seinem Kollegen gab. Kritiker sprachen von einer „Vermengung von Wissenschaft, Propaganda und Privatleben.“

Ein Einblick in die Arbeit des Ausschusses und die Theorien Dr. Rosenhains würden ihr womöglich Anregungen geben, die in ihre Vorlage einfließen könnten, den Gesetzgebern Vorschläge für die rechtliche Gestaltung des Kinder- und Jugendschutzes zu machen.

Sie begann die Notizen neu zu gliedern, versuchte sich darauf zu konzentrieren, das Eigene von dem Geforderten zu trennen und sich dem Dienstlichen zu ergeben. Gegen ihre Rebellion, die sie nicht nur unter ihrer Haut, sondern gerade in ihrer Vernunft lokalisierte.

Die wenigen biographischen Angaben, die sie zusammengetragen hatte, halfen ihr, sich auf ihren anstehenden Termin zu konzentrieren: Dr. Rosenhain hatte sich offenkundig aufgrund seiner Arzt-, Gerichtsgutachter- und Autorenhonorare, vielleicht aber auch durch ungenannte Unterstützer, ein beträchtliches Vermögen angehäuft. Es war ihm den Akten zufolge gelungen, im Jahr 1919 ein *Institut der Sexualwissenschaft* zu schaffen, das er in einer großbürgerlichen Villa aus dem späten 19. Jahrhundert in Berlin-Tiergarten untergebracht hatte. Dort befand sich nicht nur seine Arztpraxis, sondern er hatte in dem doppelgeschossigen Haus auch ein Archiv, eine Bibliothek sowie Vortrags- und Beratungsräume untergebracht. In unmittelbarer Nachbarschaft hatte er noch ein Mietshaus erworben, dem Grundbuch nach für sage und schreibe 625.000 Goldmark. Es war nach Buchwert noch ein Drittel teurer als die Villa.

Dr. Serach betätigte die Hausglocke. Bevor sich die Tür öffnete, besah sie nicht nur die hohe Hausfassade, sondern spürte dahinter auch die mit ihr verborgenen Netzwerke von Unterstützern aus Liberalen, Sozialdemokraten, Reform und internationaler Wissenschaft, aber auch deren Feinde aus Nationalisten, konservativen Juristen und der immer stärker werdenden völkischen Presse.

Die Komplikationen ihres Dienstauftrags wurden ihr angesichts des Hauses noch deutlicher. Dr. Rosenhain war nicht nur Arzt, international bekannter Wissenschaftler, sondern auch eine politische Figur, auf welche Hoffnungen und Befürchtungen projiziert wurden. Überdimensional. Und aus allem, was sie von und über ihn gelesen hatte, wurde ersichtlich,

dass er sich seiner Position sehr wohl bewusst war. Nicht zuletzt deshalb, weil er öffentlich Vorträge hielt – und diese von rechten Gruppierungen regelmäßig mit Trillerpfeifen und Gegröle zu stören versucht wurden. Einem Pöbel, dem er mit überlegenem Schweigen und einem kaum merklichen Gestus entgegentrat.

Schlimmer als in Berlin oder Hamburg, wo er oft als gefeierter, aber auch heftig widersprochener Intellektueller galt und unter Applaus auftrat, erging es ihm in Nürnberg und Stettin, wo seine Vorträge aufgrund von Drohbriefen wiederholt abgesagt werden mussten; in München wurde Dr. Rosenhain im Jahr 1920 gar Opfer eines Mordanschlags, wie Dr. Serach in den Polizeiunterlagen nachlas. Wohl kaum, wenn sie die Dokumente richtig verstand, aufgrund seiner Homosexualität, die noch nirgends in den Vorwürfen und Parolen gegen ihn anklang, sondern aufgrund seines Kampfes gegen § 175, seiner sozialdemokratischen Position und letztlich, weil er Jude war.

Sein Vortrag in der Münchner Tonhalle, der dem Anschlag voranging, wurde als fesselnd und leicht verständlich bezeichnet, andere Stimmen hielten ihn für trocken und fast schulmeisterlich. Dabei berührte er das Thema der Geschlechtsumwandlung von Männern und die Frage, ob diese von Homosexualität geheilt werden könnten, was die Gemüter erhitze. Dr. Rosenhain lehnte den Gedanken von Homosexualität als Krankheit und darum Bemühungen um deren Heilung ab, auch wenn er sich offen dafür zeigte, Männern, die ihre Homosexualität als Leid empfanden, helfen zu wollen.

Dr. Rosenhains erbbiologische Vorstellungen vom gleichgeschlechtlichen Menschen wirkten auf Dr. Serach wie eine gewisse Entlastung ihrer selbst, gaben ihr sogar einen kleinen Trost, doch sie fürchtete um ihre Freiheit.

Wenn meine Neigungen und Ausrichtungen von Geburt vorgegeben sind, fragte sie sich bei der Lektüre, wo bleiben Wille und Wünsche, wo Überraschungen – und wer entscheidet, wann eine Anlage zur Erklärung wird und wann zur Akte? Warum spielen bei Dr. Rosenhain Frauen eine vergleichsweise geringe Rolle? Das war ihr bereits bei Hartung aufgefallen.

In diese Fragen verwob sich ihre Vorstellung von C. W. Sie las ihre Zeilen nicht als solche, die aus einer vorgegebenen Konstellation entstanden waren. Nein, sie waren gewiss nicht das Resultat einer angeborenen Bestimmung, sondern zeugten schlicht für Begehren und Anziehung. Sie las in ihnen auch Selbstbewusstsein. Vielleicht boten sie einen Anfang für eine mögliche Beziehung. Dr. Serach gestand sich ein, ohne Planung würde es auch die unplanbare Liebe nicht geben. Und Struktur war das Fundament ihres Alltags, in den sie sich hineinzwang. Für den anderen Teil ihres Lebens wünschte sie sich jedoch eine Befreiung von diesem, einen anderen Rahmen, den nicht sie aufspannen und bereithalten wollte. Darum der Wunsch, die eigene Dominanz gegen die einer Partnerin einzutauschen.

An dieser Stelle legte ich eine Pause ein. Warum konnte Dr. Serach nicht von einer paritätischen Partnerschaft träumen? Wenn gleichgeschlechtlich, warum nicht gleichberechtigt, warum immer noch eingespannt in Hierarchien und in Dominanz? Sie widersprach Dr. Rosenhains Einteilungen – und glitt zugleich in eigene.

Ich blickte auf die vielen Dokumente und Informationen. Ich verstand Dr. Serachs Wunsch nach einer geeigneten Partnerin, aber es fiel mir ebenso schwer, nachzuvollziehen, warum sie sich in ihrer Position so exponieren wollte. Zuständig in Berlin und verantwortlich für die vom § 175 Bedrohten und für die von diesen gewählten und von ihr zu regulierenden

Treffpunkten, den entsprechenden Kneipen und Bars – 150, dreimal mehr als in Hamburg und zig mal mehr als in jeder anderen Stadt des Reiches – und den Theatern, Toiletten, Übernachtungsstätten, Straßenecken und der mit diesen verbundenen Presse, den Verlagen und Kiosks. Und all das unter dem Radar des Parlaments und verfolgt von wachsamen Augen der Politiker und der ihr untergebenen polizeilichen Kollegen aus dem Referat für Kinder- und Jugendschutz. Wie konnte ausgerechnet sie nach einer weiblichen Lebenspartnerin suchen?

Leben, das wusste ich aus eigener Erfahrung als damals junge Kunstgeschichtsdozentin, die lange Jahre mit einem katholischen Geistlichen liiert war, mich aber zugleich zu einer jüngeren Modedesignerin hingezogen fühlte, ist oftmals komplex, vielleicht auch widersprüchlich. Auch nach vielen Jahren war meine Welt nicht rund geworden. Ich hatte mich von dem Geistlichen getrennt, nachdem ich mit Mitbrauchserfahrungen konfrontiert wurde, die er mir verschwiegen hatte. Als zur selben Zeit meine Partnerin verstarb stand ich plötzlich alleine da. Als Frau in einer Männerwelt. Als Mensch, die sich wie Tamar nicht als Halbmann, als Halbfrau klassifizieren lassen wollte. Auch nicht meinen Mann stehen. Zunächst die Verluste überleben, war das Ziel, und oft ging es mir auf der Zielgeraden wie den ungeübten Marathonläuferinnen, wo nicht einmal der Wunsch die Beine und Füße bewegen kann. Wer rechts und links applaudierte oder kritisierte, ging an mir vorüber. Bruno war vorbei. Feeny war mir geraubt, auch wenn sie die einzige war, die ich vor Augen hatte, als Vollfrau, die einer Vollfrau nachtrauerte. Dass mir eine ihrer früheren Freundinnen, Valery wieder begegnete, ausgerechnet bei Feenys Beerdigung in München? Aus einem konservativen englischen Haus. Ich stelle allerdings vor, um wie viel schwieriger das Umfeld Tamars im Berlin der zwanziger Jahre gewesen sein muss. Dann wiederum kam mir der Gedanke: Wenn Dr. Tamar Serach ihr persönliches und dienstliches Leben auf die Reihe gebracht hatte, warum sollte mir das in meinem Lehrberuf nicht gelingen? Wie schwierig das im Universitätsleben war, entnahm ich der Autobiographie von Dr. Serachs Cousin, dem Universitätshistoriker, der erst mit über 80 Jahren sein Coming Out als Homosexueller hatte.

Die breite Tür vor Dr. Serach öffnete sich. Das Erste, was sie sah, waren die weißen Handschuhe der Hausdame, die das schwere Türblatt, in dessen Mitte ein vergittertes Fenster saß, bewegte. Die Dame mit ihrem weißen Häubchen wirkte wie eine Krankenschwester. Sie trat schnell zurück ins Dunkle und machte einem Herrn in weißem Kittel Platz.

„Frau Dr. Polizeirätin?“

Dr. Serach nickte.

„Treten Sie ein, wir haben Sie bereits erwartet.“

Der höfliche Mann, der sich in gewohnt asiatischem Gebaren leicht vor ihr verneigte, machte zusätzlich eine einladende Geste. Der Flur führte entlang einer Empfangshalle, in der an verschiedenen kleinen Tischen Menschen unterschiedlichen Alters, meist Männer, saßen, die in Zeitungen, Broschüren, Magazinen und Büchern vertieft waren. Viele hatten vor sich eine Tasse, auf den Tischen standen Teekannen auf Stövchen, in denen Kerzen brannten. Etliche rauchten, manche Zigarillos, andere schwere Zigarren.

Das Institut war keine reine Arztpraxis, wie sich Dr. Serach den Ort vorgestellt hatte, sie gewann den Eindruck, als Besucherin in einem Wiener Café gelandet zu sein.

Etwas irritiert schaute sie auf den japanischen Begleiter, der sie an den Tischen vorbei in einen weiteren Raum führte. Dort befand sich ein mächtiger Globus, der eine Ecke

beherrschte. Europa, das Deutsche Reich, Berlin waren auf der Rückseite verborgen. Die Amerikas prangten ihr entgegen.

„Herr Dr. Rosenhain ist vielgereist?“, hob Dr. Serach an.

„Gewiss – so kamen wir zusammen“, antwortete Dr. Morimoto, „jedoch nicht in den USA, sondern auf der anderen Seite dieses Globus. Er trat an den Globus heran, drehte die Welt um ihre Achse und wies mit dem Finger auf eine kleine Insel: „Hier in Japan, genauer gesagt: in Kyoto, was auf dieser Darstellung mit nicht mehr als einem winzigen Punkt angedeutet ist.“

„Immerhin – größer dürfte auch Berlin darauf nicht sein.“

„Richtig, aber hier in Europa“, sagte er, „wird große Politik gemacht.“

Dr. Serach hörte oder wünschte sich: Nicht nur große Politik, sondern wichtig wären auch auch Neuerungen in der Medizin, der Neurologie und Psychotherapie, auch in der Polizei.

„Und hier wurden die Sexualwissenschaften begründet, so hat doch Dr. Rosenhain sein eigenes Gebiet benannt?“

„Oh, Sie haben sich belesen.“

„Eher kundig gemacht, meinem Auftrag entsprechend.“

„Verstehe – lassen Sie mich nachfragen, ob Dr. Rosenhain bereits zu sprechen ist.“

Sie wunderte sich über das fast perfekte Deutsch, vielleicht mit einem leichten Berliner Einschlag. Dr. Morimoto klopfte an die dem Globus nächstgelegene Tür, er öffnete vorsichtig, trat halb ein, fragte seinen Kollegen, der ihm entgegenkam und den Bildern nach, die Dr. Serach in ihren Akten auf dem Schreibtisch gesehen hatte, Dr. Rosenhains weitere Hilfe, Paul Linden, zu sein schien.

„Wir müssen uns noch ein wenig gedulden. Herr Dr. Rosenhain hat noch einen Patienten, es wird nicht mehr lange dauern.“

Dr. Serachs Vorerfahrung. Hier wartete sie auf einen Mann, der gewohnt war, dass sich Menschen nach ihm ausrichteten. Und der in seinem großartig stilisierten Umfeld solch gelehrte Kräfte besaß, die ihn abschirmten. Verlässlich, spürbar, freundlich, aber auch provokant. Was war schon eine kleine Behörde, eine Stadt und eine Landesregierung, wenn es um Weltbewegendes ging?

Plötzlich öffnete sich die Tür, die Dr. Morimoto sanft geschlossen hatte. Auf ihre Schwelle trat in seiner ganzen Fülle mit breitem Rücken, einem ausgeprägten Schnurrbart und tiefsitzender Brille Dr. Rosenhain. Eher hatte hier ein Hausherr und Direktor seinen Auftritt, ein gewichtiger Arzt, keine jüdische Karikatur, kein homosexueller Weichling, wie sie es aus jüngeren Zeitungsberichten der Presse und aus den polizeilichen Observationsberichten aus Hamburg und München – seltener aus Berlin – bei ihren ersten Befassungen mit diesem Mann hatte lesen müssen. Von gewaltiger Statur war der Mann, der vor ihr stand und sie mit fester Basstimme ansprach:

„Rosenhain. Herzlich willkommen, Frau Polizeirätin Serach“, begrüßte er sie.

Er streckte seine Hand aus und bat sie, durch das Vorzimmer in sein Arbeitszimmer zu treten.

Noch bevor sie von ihrem Auftrag sprechen konnte, fuhr Dr. Rosenhain, der sie an einem kleinen Tisch ihm gegenüber Platz nehmen hieß und ihr den Stuhl heranrückte, fort:

„Sie gehören zur für unser Institut wichtigsten Polizeibehörde. Ihnen und Ihren Kollegen verdanken wir, dass das Parlament in Berlin die Vorreiterrolle bei der Neuaufstellung des Zueinanders der Geschlechterformationen einnimmt, und das weltweit. Ein Licht, das unter

keinen Scheffel zu stellen ist, wie man hierzulande sagen würde. Und geleitet von einer Frau wie Ihnen, nüchtern, mit klarem Blick. Einer promovierten Wissenschaftlerin. Ihr Typus zeigt, dass Sie einer Sache vorstehen, von der Sie tiefe Kenntnis besitzen.“

„Typus?“, wiederholte es in ihr. Als wäre sie ein Präparat.

„Sie schmeicheln mir zu viel, Herr Rosenhain, ich bin eine gewöhnliche Polizeibeamtin.“

Was weiß er, dachte sie sich, wovon ich ihm nichts gesagt habe und er auch nicht wissen kann?

„Rätin – eine Frau in einer Position, in der es nicht viel Weitere in Preußen gibt.“

Sollte sie sich auf sein Gespräch einlassen – war sie nicht gekommen, um ihn und sein Institut zu visitieren, herauszufinden, was sie angesichts von Dr. Rosenhains Schrifttum an Präventionsnotwendigkeiten für die Gesetzesnovellierung hinzufügen müsse? „Sie wissen von unserer Ankündigung, dass es im Vorfeld der rechtlichen Neuregelungen um eine Verbesserung des Kinder- und Jugendschutzes geht, die auch Ihr Institut betreffen soll.“

„Werte Rätin, was meint Schutz und wie weit reicht Kindheit und wo beginnt und endet Jugend? In den vergangenen Jahrhunderten wurde Schutz als Aufsicht, Strafandrohung und Strafvollzug begriffen, vielleicht hat man dabei übersehen, dass hier der Schutz oft zu kurz gekommen ist, handelt es sich doch um Aufklärung, Bewusstmachung oder, wie wir es im Institut praktizieren, in der Kombination von beidem?“

Dr. Serach wehrte sich innerlich gegen die Kritik, ärgerte sich, auf die Seite der Weltverkehrung gestellt worden zu sein, und war doch fasziniert von dem Gedanken, Geschlechtlichkeit nicht nur in Rubriken von Strafparagraphen zu packen, sondern die Menschen dahinter in Augenschein zu nehmen.

„Ihnen als Frau wird dies vermutlich selbst im Polizeirahmen deutlicher auffallen als manchem Ihrer Kollegen.“

Sie setzte an, Dr. Rosenhain recht zu geben. Sah sie sich doch als gewisse Ausnahmerecheinung in ihrer Behörde mit dem spezifischen Auftrag, ihre besondere Sicht auf die Welt und insbesondere auf Frauen und Männer zu richten und so den polizeilichen Schutzbefehl adäquater umzusetzen und jetzt bei dieser Aktion sogar die rechtliche Neuregelung positiv zu beeinflussen. Ihre Sonderstellung, die Dr. Rosenhain herausstellte, wirkte aber, als habe er sie ihrem Mund entnommen, noch ohne sie gehört zu haben. War es nicht eine ähnliche männliche Entmündigung wie in den Sitzungen, die sie im Präsidium mit dem Präsidenten und dem Vorstand erlebte?

„Hoffentlich!“, sagte Dr. Serach“, darum würde ich gerne das derzeitige Bildungs- und Beratungsprogramm Ihres Instituts einsehen und mit Ihnen durchgehen, wo Grenzwertiges, vielleicht Grenzüberschreitendes zu erkennen ist, etwa in Publikationen mit Darstellungen und in der Beratung von Minderjährigen, insbesondere von Mädchen. Überhaupt scheint Ihr Institut eher auf das männliche Geschlecht ausgerichtet zu sein.“

„Was ist ‚das männliche Geschlecht‘?“

„Sie fragen eine Frau, die täglich erlebt, was passiert, wenn man Menschen zu Naturformeln macht.“

„Wenn Sie meine Studien kennen, werden Sie wissen, wie nuanciert ich Natur begreife. Da ist nicht nur ‚Natur‘, so wenig wie eine Dualität zwischen ‚Männlich‘ und ‚Weiblich‘.“

„Aber Sie wollen mir doch nicht absprechen ‚Frau‘ zu sein, so wenig wie Sie sich nicht als ‚Mann‘ bezeichnen würden?“

„Offenkundig haben Sie sich bereits mit unserer Thematik auseinandergesetzt. Ohne die Differenzen zwischen Ihnen und mir leugnen zu wollen, meine ich, dass wir uns nicht an entgegengesetzten Polen befinden, sondern in einem sozialen Kontext, in welchem es gewisse Nähen und Distanzen gibt.“

„Sie meinen: in einem biologischen Kontext.“

Er schmunzelte: „Chapeau – Sie kennen sich noch besser aus, als ich vermutete. Ja, in einem biologischen Spannungsfeld, das natürlich nicht ohne soziopolitische Bedingungen zu denken ist. Auch wenn ich mit Menschen wie Wilhelm Hartung innerhalb von Institut und Ausschuss gerne diskutiere und darum ringe, wie weit die eine oder die andere Einflussosphäre geht.“

Dr. Rosenhain stand auf, ging zur Tür: „Herr Linden, könnten Sie für Frau Polizeirätin die jüngsten Broschüren heraussuchen, auch die Vortragsankündigungen, und sie ihr zum Mitnehmen vorbereiten?“

„Vielen Dank für Ihre Kooperation“, sagte Dr. Serach, „ich schlage vor, wir machen einen weiteren Termin, sobald ich in meiner Abteilung die Materialien gesichtet habe und sich Rückfragen ergeben.“

„Sehr gerne – Sie sind auch herzlich eingeladen, an einer der Veranstaltungen teilzunehmen. Wie wäre es, wenn Sie einen Vortrag im Institut halten würden: Die Sicht der Berliner Polizei zu Fragen der Ausweitung des § 175 auf lesbische Frauen – für oder gegen das Modell ‚Österreich‘? Wir haben im nächsten Quartal eine Delegation aus Wien hier und würden uns sehr für eine Auseinandersetzung zu diesem Thema interessieren, gleich, in welche Richtung die preußische und reichsweite Gesetzesneuerung gehen wird.“

Noch in der Straßenbahn musste sich Dr. Serach eingestehen, dass Dr. Rosenhain ihr intellektuell imponierte, auch mit seinem Angebot, aus Polizei- und Frauenperspektive einen Beitrag beizusteuern. Sie hatte vor Ort weder die Option angenommen noch sie zurückgewiesen. Diese Entscheidung oblag ihr eh nicht, ohne dass sie für einen solchen Auftritt die Freigabe ihres Vorgesetzten erhalten würde. Sollte sie diese nicht zu erwirken versuchen? Der Gedanke reizte sie – eine Bresche zu schlagen gegen die oppressive österreichische Politik und den Fortschritt, den Preußen verkörperte.

Bislang.

Wie notwendig eine entschiedene Gegenrede gegen die Ausweitung des § 175 war, ergab sich Dr. Serach schon aus den vielfältigen Vorbereitungen der Rechtskonservativen. Sie hatte das 25-Punkte-Programm der NSDAP in Händen, das vom Münchner Hofbräuhaus aus dem Jahr 1920 stammte. Darin stand der Spruch: „Gemeinnutz vor Eigennutz!“ Ein an die Akte Dr. Rosenhain geheftetes Pamphlet der NSDAP erinnerte an ihn. Es lautete:

Es kommt nicht darauf an, ob du oder ich fortbestehe. Entscheidend ist allein das Fortzeugen des deutschen Volkes. Und bestehen kann es nur, wenn der Zeuger bereit ist zu kämpfen – denn Leben bedeutet Kampf. Kampf aber verlangt Disziplin. Wer seine Gedanken an mannsmännliche oder weibweibliche Liebe verschwendet, stellt sich außerhalb der Volksgemeinschaft. Die Natur selbst zeigt ein anderes Gesetz: Der

Stärkere setzt sich durch. Auch das erfordert Zucht – nicht jene Formen der Mannmännlichkeit, die der Ordnung des Volkes widersprechen.

Immerhin sprach man nicht nur von Männern – auch wenn Männer zu Erzeugern und Frauen zu Brutkästen verdammt waren. Begründet wurde der Zeugungskampf mit dem „göttlichen Schöpfungsgedanken“, der nur durch die „boshaften Triebe der Judenseele, durch ihre körperlichen Beziehungen zu Tieren, Geschwistern und Gleichgeschlechtlichen durchkreuzt“ wurde. Dies seien „ganz gemeine Abirrungen von Syriern, als allerschwerste mit Strang oder Ausweisung zu ahnende Verbrechen“ zu werten.

So sehr sich Dr. Serach von den kruden antisemitischen Ausfällen abgestoßen fühlte, wichtiger war ihr, dass man vom Kampf sprach, dem Fortzeugen und dem disziplinären Einsatz für das deutsche Volk. Damit konnte sie sich identifizieren. In ihrer Familie stand fest – und sie erlebte es kaum anders in befreundeten Familien –, dass sie deutsch war. Es war nicht einmal ein Thema, über das man viel sprach. Was hätte die Familie sonst sein sollen, las ich in einem späteren Lebensbericht ihres Historiker-Cousins. Sie stellte mit die bedeutendsten Verleger Berlins, war eng verquickt mit einflussreichen Bankhäusern, Galerien, unterstützte Museen und und finanzierte wichtige Anliegen der Politik. In diesen Kreisen galten diejenigen, die in den zwanziger Jahren und noch bis ins Jahr 1934 auswanderten als Exoten, die einen „Drang zur Selbstzerstörung“ unter Inkaufnahme eines Aderlasses für das Reich hatten. Selbst das Wort „Zionismus“ sei zur damaligen Zeit fremd gewesen. Und auch später, selbst nachdem der Cousin ausgewandert und ins Exil gegangen war und seine erfolgreiche Historikerkarriere in den USA machte, blieb ihm bewusst, wie ausgesprochen das Desinteresse an Israel war. Dr. Serach brachte es später auf den Punkt, als er ihr berichtete, er wolle für eine längere Zeit nach Jerusalem gehen, weil er dort eine Anstellung angenommen habe, und sie ihm entgegenwarf: „Ich kann nicht begreifen, wie du es unter lauter Juden aushalten willst?“ Er hatte Dr. Serach geantwortet: „Ob du es glaubst oder nicht, die sehen nicht alle wie Juden aus – eher wie Leute auf dem Kuhdamm.“

Ihre Familie war ganz und gar nicht nazistisch, aber durch und durch nationalistisch. Die deutsche „Ehre“ musste wieder hergestellt werden, Ordnung und Disziplin, zusammen mit Selbstmächtigkeit, wie es ihr Vater vorgelebte.

Es überraschte mich darum nicht, dass ich auch bei Dr. Serach wahrnahm, wie erst ganz allmählich sie sich ihres Jüdischseins bewusst wurde, und zwar erst nachdem die Nationalsozialisten sie längst als solche gebrandmarkt hatten.

Frauenfreundschaft

Nach den Erkundungsbesuchen bei den beiden männlichen Verlegern war Dr. Serach gespannt auf ihre Begegnung mit Sylvia Enner, die die *Frauenfreundschaft* redaktionell und verlegerisch zu betreuen schien. Zugleich zögerte sie. Warum?

Ich hatte das Gewerberegister abgeglichen, woraus hervorging, dass auch Dr. Serach der Widerspruch zwischen Gewerbeeintrag und Impressum aufgefallen sein musste.

Die Angaben im ersten Heft der erst 1925 gegründeten Zeitschrift tauchten im Gewerberegister der Polizeiverwaltung nicht auf. Während man in der Zeitschriftennummer las: *Verlag der Frauenfreundschaft*; Verlagsleitung und Redaktion Sylvia Enner; Adresse: Elisabethstraße 19, Berlin NO 18.

Doch für diese Adresse gab es keinen offiziellen Gewerbeeintrag für den Verlag, hingegen war unter ihr der Eichenhain Verlag aufgeführt. Der aber schien auf Lehrbücher der Fernmelde- und Telegraphentechnik sowie auf Wörterbücher, Studien und Bildkundewerke zur deutschen Sprache und Kultur spezialisiert zu sein. Dass dieser Verlag auch Frauenmagazine herausgeben würde, schien mir mehr als fraglich.

So las ich dann auch ohne Verwunderung in den Aufzeichnungen von Dr. Serach ihren Bericht von dieser Begegnung:

„Wie kommt es,“ fragte Dr. Serach ihre Gesprächspartnerin, während sie sich auf dem weichen Sofa so hinzusetzen versuchte, dass sie nicht zu informell auf Frau Enner wirken würde, „dass Ihr Verlag keine eigene Türglocke mit Schild besitzt und ich über diejenige des Eichenhain Verlags hereingelassen wurde und erst im Hinterhaus Name und Büro Ihres Verlags der *Frauenfreundschaft* auftauchen?“

„Wir leben, wie Sie wohl am besten wissen, in Zeiten der Maskierung. Der Verlagsleiter des Eichenhain Verlags, der selbst in der *Gesellschaft der Anderen* Mitglied und darin auch engagiert ist, hatte mich aufgrund meiner Veröffentlichungen in Frauenmagazinen wie *Der Bazar* gefunden. Vielleicht auch, weil ich bereits eine Zeitschrift – die *Blätter für Frauenfreundschaften* – gegründet und versucht habe, sie herauszugeben, aber aus gesundheitlichen und finanziellen Gründen nicht lange durchhielt. Dr. Albrecht von Eichenberg, der Eigentümer, bot mir an, einen neuen Verlag mit einschlägigen Produkten zu entwickeln, der von ihm unterstützt wird.“

„Einen eigenständigen Verlag, oder?“

„Sie ahnen wohl schon den anderen Grund, warum der Name erst hier an der Türglocke begegnet – der *Verlag der Frauenfreundschaft* ist nicht selbständig, nein, sondern gehört zu neunzig Prozent dem Eichenhain Verlag, die restlichen Anteile liegen bei mir als stiller Teilhaberin.“

„Das macht die gesellschaftliche Struktur durchsichtiger.“

„Ihnen gegenüber ist das unproblematisch – aber aus Erfahrungen von Kollegen wie Wilhelm Hartung und auch der eigenen im Haus wäre es sehr unklug, wenn von außen ein Verlag sichtbar wäre, der eine solche Frauenzeitschrift herausgibt.“

„Sie müssen und Sie haben ja auch die Adresse in den Heften abgedruckt.“

„Dazu sind wir, wie Sie wissen, verpflichtet. Wenn aber Menschen, die etwas gegen uns haben, das Haus aufsuchen wollen, finden sie es nicht auf Anhieb. Wir lassen nur Besucher nach Voranmeldung – wie heute – herein.“

„Keine Kritik. Im Gegenteil, das kann ich verstehen und schon wegen der Vermeidung eines öffentlichen Ärgernisses ist dieses umsichtige Vorgehen nur zu unterstützen.“

Die Situation zwischen den beiden Damen entspannte sich. Frau Enner servierte einen Kaffee, Tamar hatte eingewilligt. Ohne Zucker. Im Zwischengespräch über ihre Freizeitvorlieben wärmten sie sich gar ein wenig an. Um zurückzulenken auf das Dienstliche, fuhr Dr. Serach fort, die Tasse in ihrer Linken:

„Sie geben an, dass die Auflage 10.000 Exemplare beträgt – ist das kalkulatorisch nicht zu hoch?“

„Nein, gar nicht – wir drucken und verkaufen gewöhnlich die komplette Auflage. Viele im Abonnement, etliche über die Kioske.“

„Was fast nur noch in Berlin möglich ist.“

„Dank Ihnen hier in Berlin – der Vertrieb über die Kioske in München, Frankfurt, Hamburg und sonstwo ist erheblich schwieriger, wenn auch nicht unmöglich.“

„Kollege Jäger in Hamburg ist Ihnen gegenüber gewiss nicht weniger geneigt als wir hier in Berlin.“

„Das ist korrekt, aber er steht, soweit wir Gespräche mit ihm und seiner Dienstabteilung hatten, erheblich stärker unter dem Druck der Stadtregierung als Sie es in Berlin zu sein scheinen.“

„Das sind Interna, aber ich bin froh, dass wir etwas größeren Spielraum besitzen, wohl auch, weil wir hier die Reichsregierung in der Stadt haben, und die ist derzeit SPD-geführt. Allerdings will ich nicht verschweigen, dass es auch hierzulande eine ständige Auseinandersetzung gibt, ob eine Zeitschrift wie die Ihre nicht zur ‚Schund- und Schmutzliteratur‘ gehört, und – die Reichsregierung arbeitet an der Überarbeitung der Gesetzesgrundlagen hierzu.“

„Was würden Sie uns empfehlen, wie wir uns auf die neuen Richtlinien vorbereiten können?“

„Ich bin nicht zur Beratung hier.“

„Auch wenn die Polizei Freundin und Helferin sein soll, wie es gerade vor ein paar Tagen auf der gleichnamigen internationalen Polizeiausstellung in Berlin vollmundig hieß?“

„Das ist Werbesprache, Tatsache ist, dass ich darauf achten soll, dass Ihre Produkte sich im rechtlichen Rahmen bewegen – und da stellt sich die Frage, ob es nötig ist, dass auf fast jeder Nummer eine völlig entblößte Frau oder manchmal mehrere abgebildet sein müssen, nicht selten auch mit Darstellung ihrer Scham.“

„Sie verwechseln die *Frauenfreundschaft* mit der anderen Zeitschrift *Paula*.“

„Die Sie ebenfalls herausgeben.“

„Das schon, aber sie richtet sich an ein anderes Publikum. Und wird auch nicht über den Tresen verkauft.“

„Dann lassen Sie mir von beiden Zeitschriften Belegexemplare zukommen.“

„Gerne – und Sie werden wohl auch begrüßen, dass wir alles andere als links stehen.“

„Auch nicht rechts?“

„Nein, keinesfalls sind wir extrem. In einer der Fortsetzungserzählungen, die über mehrere Nummern geht, berichtet eine aus Königsberg stammende Autorin über Frauenheldinnen – eine Frau etwa, die sich, als Schneiderin ausgegeben, dem Reservebataillon des Colbergschen Regiments angeschlossen hatte und im Krieg an verschiedenen Frontabschnitten mitkämpfte, auch verwundet wurde und die eine Jahresrente vom Kaiser erhielt. In einer weiteren Episode schreibt eine Dame aus Lüneburg von echtem deutschem Sinn und ihrer Anhänglichkeit an das Vaterland, gepaart mit glühendem Hass gegen die Franzosen. Mit hoher Begeisterung leistete sie ebenfalls bereits im Krieg einen großen Dienst für die Befreiung des Vaterlandes.“

„Es ist löblich, dass es in Ihrer Zeitschrift nicht nur um Beziehungen, sondern auch um die großen politischen Themen unserer Zeit geht.“

„Eines dieser wichtigen Themen ist auch, wie Gleichgeschlechtliche in der Gesellschaft leben können – eine Autorin trägt etwa im letzten Heft ihre Meinung dazu vor, wie sich die Gesellschaft entwickeln sollte, um Frauen ihre Selbstbestimmung zu ermöglichen.“

Frau Enner legt vor Dr. Serach ein Heft auf den Tisch, schlug es auf und las vor: „Leider ist die jetzige Welt so, dass wir alle einen falschen Schein um unsere Person tragen müssen. Warum können wir unsere Veranlagung nicht öffentlich zeigen? Es ist nicht unsere Schuld, dass wir anders als die Anderen sind, sondern lediglich Schuld der Natur. Lasst uns sein, was wir sind, und wir werden Berge bewegen.“

„Halten Sie diese Meinung für richtig, dass gleichgeschlechtliche Frauen anders als die Anderen sind, dass sich daraus eine Schuld ableitet, selbst wenn es keine persönliche, sondern die der Natur sein soll?“

„Die Veröffentlichung von Artikeln, für die Autorinnen verantwortlich zeichnen, muss nicht die Meinung der Redaktion und des Verlags wiedergeben.“

„Ich habe Sie persönlich gefragt.“

„Anders als die Anderen sind wir schon, meine ich.“

„Das bezweifle ich – aus eigener Erfahrung“, sie setzte schnell nach, „aus der Erfahrung meiner Dienststätigkeit heraus.“

Sylvia Enner hatte nach der ersten Satzhälfte gestockt. Immernoch hielt sie den Atem an. Hatte sie aus dieser Antwort etwas herausgehört, was die vor ihr sitzende Polizistin lieber verschwieg und nichteinmal hatte durchklingen lassen wollen?

Frau Enner schien selbst besorgt und lenkte vom Thema ab. Mit ihrer Hand zeigt sie auf die beiden Hefte vor ihnen: „Sehen Sie“, Frau Enner schlug die erste Innenseite beider Hefte auf, „wir produzieren denselben Inhalt, stecken ihn aber in zwei verschiedene, äußere Aufmachungen. Einmal ohne Titelfoto, auch nur mit einem unanfechtbaren Aufmacherbild für die *Frauenfreundschaft*, und das andere Mal mit einem künstlerischen, expliziten Foto für die *Paula*.“

„Getrennte Vermarktung, damit Sie die Zensur unterlaufen?“

„Nicht wirklich – aber damit die Zeitschrifteninhalte auf verschiedenen Wegen an unterschiedliche Frauen gelangen.“

Dr. Serach betrachtete beide Aufmachungen: „Welches Heft hat die größere Auflage?“

„Da dürfen Sie raten“, unterbrach die Verlegerin kurz und blickte auf Dr. Serach.

„Die mit den nackten Brüsten?“

„Nein – die geht nur im Abonnement, doch der Straßenverkauf der anderen, die wir auch in den pruden Städten des Reichs am Kiosk verkaufen, ist die auflagenstärkere Ausgabe.“

Dr. Serach schien beruhigt und zufrieden mit der Auskunft und bedankte sich für die Offenheit, mit der ihr die Verlegerin begegnet war. Sie hatte bemerkt, dass Frau Enner den Abstand nicht vergrößerte, als sie ihr die beiden Hefte im Vergleich zeigte. Auch ihre Gesprächspartnerin schien vom Austausch nicht unangenehm berührt gewesen zu sein, was Dr. Serach jedoch etwas verunsicherte. Erstmals im Gespräch.

„Darf ich Sie einladen – wir feiern am kommenden Samstag einen Ball als Ehrenabend, bei dem die Damen aus der *Gesellschaft der Anderen* dem Verlagsleiter des Eichenhain Verlags ihre Aufwartung machen und ihm für die Initiative dieser Zeitschriften danken wollen. Gedacht

ist, dass Frauen sich aktiv einbringen, künstlerisch in Form von Poesie, Kurztexten, Bildern oder Tanzdarbietungen. Wer eine gute Stimme hat und Singbeiträge liefern will, ist herzlich eingeladen – wenn Sie kämen, könnten Sie in einem kurzen Beitrag auf die große Bedeutung unseres Verlags und seiner Zeitschriften sowie auf die rechtlichen Rahmenbedingungen eingehen, zwischen denen wir uns bewegen müssen.“

Dr. Serach zwinkerte ihr zu, dass sie nicht abgeneigt sei, verdeutlichte jedoch, dass sie sich hierfür eine dienstliche Genehmigung erbitten müsse. Sie werde umgehend Bescheid geben.

Als sie durch den Hinterhof gegangen und zurück in die Straße getreten war, atmete sie einmal kräftig durch. Das Gespräch hatte sie aufgewühlt, nicht inhaltlich, sondern in ihrem Empfinden. War es das Auftreten ihres Gegenübers, die klare Art und Weise, in der die Verlegerin ihre Fragen beantwortete, zwischendurch auch persönlich wurde? Ihre intellektuelle Schärfe und ihr Interesse an den Fragen von Frauen in dieser zunehmend männlicher werdenden Welt? Sie hatte den Eindruck, einer Frau begegnet zu sein, die auf ihre Weise für dieselbe Sache kämpfte, auch wenn sie auf der anderen Straßenseite als sie selbst lebte, über die sie auch wachen musste, aber vielleicht brauchte man nicht alles zu überwachen, um es zu schützen.

Erinnerungen

In einem Konvolut, das im Leo-Baeck-Institut in New York aufbewahrt ist, fand ich, wie zuvor erwähnt, neben verschiedenen, verstreuten Materialien ein zusammenhängendes Typoskript „Erinnerungen“, das Dr. Tamar Serach verfasst hatte. Darin beschreibt sie ihre Kindheit und Jugend und erläutert, wie sie Juristin und schließlich Polizistin wurde:

Mein Vater Anton Serach wurde im Jahr 1846 in Grawitz geboren, einer kleinen Stadt in der damaligen preußischen Westprovinz. Er war der jüngere Bruder des berühmten Presseunternehmers Richard Serach, dessen Verlagshaus zu den einflussreichsten in Deutschland zählte, und zugleich Teilhaber an dessen Unternehmen. Mein Vater studierte Rechtswissenschaften in Halle, Göttingen und Heidelberg, meldete sich freiwillig zum Feldzug von 1870/71 und begann nach dem Krieg seine juristische Laufbahn im Jahr 1876 als Bezirksrichter, später als Amtsrichter in der Hauptstadt Altenburg und danach in Königsberg.

Im Jahr 1883 heiratete er meine Mutter. Zehn Jahre später, im Oktober 1893, folgte er einem Ruf der japanischen Regierung in Kyoto, um dort als Berater Entwürfe für eine grundlegende Reform der inneren Verwaltung und eine neue Regionalverfassung auszuarbeiten. Zugleich war er Konsulent mehrerer Ministerien.

Ich wurde 1892 als erstes von drei Kindern geboren – zwei Mädchen und ein Bruder; einige Monate später trat unsere Familie die lange Reise nach Ostasien an. Von diesen Jahren habe ich nur blasse Erinnerungen – wir kehrten erst 1901 zurück, als mein Vater zum Oberlandesgerichtsrat in Ostberg ernannt wurde und ab 1904 eine Professur an der dortigen Universität erhielt.

Ich erhielt zunächst Privatunterricht und besuchte später die Hohenfeldsche Töcherschule. Es gab Freundschaften, aber was sie bedeuteten, wurde mir von niemandem erschlossen. Im christlichen Religionsunterricht gab es keine Sexualkunde. Als der Unterricht von einem protestantischen Geistlichen übernommen wurde, ließen mich meine Eltern von

einem Rabbiner unterrichten. Auch der half nicht weiter. Die schönsten Erinnerungen dieser Jahre aber gelten der Landschaft: den Wäldern, Kornfeldern, kleinen Dörfern und vor allem der weiten Küste bei Neustrom und Warnau, wo ich die Sommer verbrachte. Bald danach wurde mein Vater nach Königsberg berufen.

Im Jahr 1911 schied mein Vater aus dem Staatsdienst aus, blieb jedoch bis 1920 ehrenamtlicher Stadtrat. Die letzten Jahre verbrachte er mit meiner Mutter in Berlin. Er starb 1925, meine Mutter folgte ihm 1934.

Zunächst begann ich ein Studium der Musik mit Schwerpunkt Gesang am Helmholtz-Konservatorium Berlin bei Wilhelm Klette und trat zugleich dem Symphonischen Chor unter der Leitung von Professor Sigmund Ochs bei. Dort lernte ich Choräle wie „Herr, gehe nicht ins Gericht mit mir.“

Doch im Jahr 1910 erkannte ich, daß meine musikalische Begabung nicht ausreichte, um mein Leben darauf zu gründen. Ich meldete mich bei der Zentralstelle für Jugendfürsorge, dem Vorläufer der späteren Jugendämter, und arbeitete dort sechs Jahre lang ehrenamtlich, jedoch ganztägig.

Meine erste Aufgabe war ein Antrag auf Fürsorgeerziehung. Ahnungslos fühlte ich mich wie eine Nichtschwimmerin, die ins Wasser gestoßen wird – doch bald war ich eingearbeitet und von morgens bis abends beschäftigt. Dauerhafte Hilfen konnten wir kaum bieten. Um rechtlich wirksamer eingreifen zu können, besuchte ich juristische Vorlesungen in Berlin, dann in Heidelberg und nahm Unterricht in Latein.

Währenddessen brach der große Krieg aus; mein Bruder fiel bei Verdun. Es waren unruhige Zeiten.

In Berlin gab es damals zahlreiche von Vereinen getragene Kinderheime, Krippen und Horte – ich übernahm die Leitung einer solchen Einrichtung.

Obwohl ich kein Abitur besaß, erlaubten mir die Heidelberger Professoren, eine Abschlußarbeit zu schreiben. Unterstützt wurde ich von Fräulein Clara Wendelin, später Frau Stein, einer Bibliothekarin, mit der mich eine lebenslange Freundschaft verband. Ich promovierte 1920 mit einer Arbeit „Der Erziehungsanspruch von Mädchen“ zum Dr. iur.

Mein Referendariat absolvierte ich beim Amtsgericht Sonnenburg, anschließend im Wohlfahrtsministerium in Berlin. 1922 wurde ich – inzwischen SPD-Mitglied – in das Zentralpolizeipräsidium der Hauptstadt berufen, in die Abteilung für Theater- und Gewerbewesen.

Der damalige Vizepräsident sagte mir: „In dieser rein männlichen Behörde werden Sie als eine der ersten Frauen in höherer Position Schwierigkeiten haben.“

Während das Mißtrauen der höheren Beamten bald schwand, begegneten mir die mittleren Beamten lange mit Kälte – erst meine Ernennung zur Polizeirätin im Jahr 1926 änderte dies.

Mir wurde zunächst die Prüfung der Beschäftigung von Kindern bei öffentlichen Aufführungen übertragen. Solche Genehmigungen durften erteilt werden, „wenn ein höheres Interesse der Kunst oder Wissenschaft obwaltet.“ Ebenso setzte ich mich für die Verweigerung von Pässen für Minderjährige – besonders Mädchen –, die mit Tanz- oder Animiertruppen ins Ausland geschickt werden sollten, ein.

Nach und nach kamen weitere Zuständigkeiten hinzu: Bühne, Film, Feiertagsrecht, Schaustellerwesen, § 175.

Ich blätterte zurück. Nicht zu den Lebensdaten oder Personen – die genealogische Abfolge der Geschichte wirkte sauber. Ich suchte nach den Stellen, an denen jemand, der berichtet, unwillkürlich mehr verrät, als er will: nach Nebensätzen, nach Auslassungen oder nach plötzlicher Kürze.

Mich wunderte das Summarium „es waren unruhige Zeiten“. Ihr Bruder war im Großen Krieg gefallen. Schlimm genug. Aber war das alles? Wo war ihre Schwester Lea?

Dr. Serach musste die Novemberrevolution mit dem Sturz der Monarchie auf den Straßen Berlins miterlebt haben. Die Unruhen. Die Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts durch Angehörige der Garde-Kavallerie-Schützen-Division am 15. Januar 1919. Ihre Leichname endeten im Landwehrkanal, wo sie Monate später erst in Höhe der Lichtensteinbrücke geborgen wurden. Die Veränderungen in der Gesellschaft. Die Einführung des Frauenwahlrechts. Die Hyperinflation der Jahre nach 1923, die zunehmende Radikalisierung von links und rechts und der allmähliche Vertrauensverlust in staatliche Institutionen. Ihr politisches Interesse dokumentierte sie durch den Hinweis auf ihre SPD-Mitgliedschaft.

Und weiter: Was von Dr. Serach vor mir wie eine rationale Kette aufgespannt war, erklärte sich aus dem Kontext, in den diese Erinnerungen eingebettet waren: einem Ehrengerichtsverfahren der Jüdischen Gemeinde. Darin versuchte sie, den Vorwurf der Kollaboration abzuwehren; trotz Fürsprechern gelang ihr die vollständige Entlastung nicht – und in den Akten blieb ein Rest zurück, der nicht verschwand.

Am 18. Februar 1933 wurde ich aufgrund des Gesetzes zur „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ mit sofortiger Wirkung suspendiert und zum 31. Dezember 1933 endgültig ohne Bezüge aus dem Staatsdienst entlassen. Ich trat in den Dienst der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Weiteres findet sich in Anlage 2.

Es war Juni 1943. Ich wurde in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert.

Ich stutzte bei dieser Fortführung – wohin waren die zehn Jahre von 1933 bis 1943 gekommen, schlicht verschwunden? Die Information zu Dr. Serachs weiterem Berufsgang in den „Erinnerungen“ schien gegenüber den zuvor gegebenen Ausführungen überhaupt erstaunlich knapp. Der Dienst bei der Gemeinde, ein Satz, die Deportation nach Theresienstadt, ein Satz, als müsse etwas übersprungen werden.

„Weiteres findet sich in Anlage 2.“

Unter den Anlagen? Diese fehlten in meinem digitalen Dokument. Das zugrunde liegende Typoskript war an den Rändern nachgedunkelt oder trug einen Schatten; unter ‚Anlage 2‘ verlief ein Bleistiftstrich, quer, genau hier.

Es klaffte eine Lücke, die ich schließen musste. Nicht nur, um die zehn Jahre zu füllen – sondern um zu verstehen, warum sich Dr. Serach nach dem Krieg einem Ehrengericht der Jüdischen Gemeinde stellen musste. Dies ergab keinen Sinn, wenn sie zwar deportiert wurde, ihr jedoch das Los Unzähliger in Auschwitz und vieler in Theresienstadt erspart blieb und überlebte. Dass sie, wie der berühmte Rabbiner Leo Baeck in Theresienstadt, zu den „Prominenten“ gezählt und entsprechend behandelt wurde, konnte wohl nicht der Grund dafür sein, dass sie sich später verteidigen musste – eine solche Sonderstellung hätte man ihr

vielleicht geneidet, aber kaum als Schuld angerechnet. Schuld verhandelt man dort, wo Handlungen anderen geschadet haben könnten. Zehn Jahre fehlten zwischen Entlassung und Deportation. Nicht zufällig. Nicht im Ton. Im Inhalt. Was dahinter lag?

Ich notierte mir die Signatur des Dokuments und schrieb daneben: *Anlage 2 – absichtlich weggelassen, entfernt, nie beigelegt?*

Was bedeutete es, dass auf den Choral, dass der Herr nicht ins Gericht mit ihr gehe, ihre erste Berufserfahrung „bei der Zentralstelle für Jugendfürsorge“ folgte? Und wie entwickelte sich Dr. Serach, wurde sie ihrer selbst stärker bewusst? Ihrer selbst und „Fräulein Wendelin, später Frau Stein“?

Ein Schlaglicht auf ihre eigene Erziehung bot ein Dienstauftrag zur Einschätzung einer Veröffentlichung. Martin Blumenreich hatte eine Broschüre verfasst, „Aufruhr – Jungen in Not“, in der er seine Erfahrungen als Praktikant in verschiedenen Berliner Fürsorgeheimen zu Papier gebracht hatte. Der Text wurde gedruckt, verkaufte sich schnell und Exemplare landeten bald auf dem Schreibtisch der Polizeirätin mit dem Vermerk: *Prüfen auf Jugendgefährdung.*

Während sich Dr. Serach mit dem Text herumschlug, war sie auf ihre eigenen Erfahrungen zurückgeworfen. Blumenreich berichtete, wie Erzieher in den Heimen, gestützt von den örtlichen Pfarrern, sexuell in Nöte geratenen Zöglingen mit Zucht und Ordnung beizukommen versuchten. In den Beschwerden besorgter Eltern zu dem Buch hieß es: „Meine Tochter hätte diese Schrift nie in die Hände bekommen sollen. Wir sind aus gutem Haus. Aber jetzt ahmt sie die aufsässigen Jungen nach und fragt nach den dunklen Seiten des Lebens, die sie hoffentlich nie kennenlernen wird. Schreiten Sie ein!“

Dieser überbehüteten Tochter ging es wohl wie ihr in der Jugend. Wie üblich wurden Themen wie Freundschaft und Sexualität von Eltern ausgespart, das war auch in Dr. Serachs Haus nicht anders. Weder von ihrer Mutter noch von ihrem Vater wurden solche angesprochen und Andeutungen von ihr unschuldig überhört. Allenfalls konnte sie sich mit ihrer Schwester oder ihrem Bruder über ihre inneren Nöte und Wunschvorstellungen austauschen, aber diese hatten noch weniger Erfahrungen als sie; ihrer Schwester wollte sie lange keine Andeutungen davon machen, dass sie stärker bei Mädchen als bei Jungen etwas empfand. Dann stellte sie sich vor, ihre Mutter hätte eine solche Schrift in ihrem Zimmer oder auf dem Nachttisch entdeckt.

Sie nahm den Stempel vor ihr auf dem Schreibtisch in ihre linke Hand und drückte ihn mit kräftigem Druck in das rote Farbkissen: *Jugendgefährdend.*

Ein Jahr später – Dr. Serach erinnerte sich noch lebhaft an den „Aufruhr“ – wurde ihr von ihren Vorgesetzten erneut eine Anfrage mit diesem Titel übermittelt. Dieses Mal sollte sie den zu einem Drama in drei Akten umgearbeiteten Entwurf begutachten. Der Text war gegenüber der literarischen Vorlage an manchen Stellen entschärft, an anderen hingegen erheblich revolutionärer formuliert. Selbstverständlich der dramaturgischen Welt der Bühne des Thalia-Theaters geschuldet. Das Stück sollte von jungen Schauspielern aufgeführt werden.

Dr. Serach machte einen Vermerk, mit dem sie verfügte, dass das Mindestjungalder bei der Inszenierung berücksichtigt würde. Außerdem fragte sie sich, ob es zulässig sei, die reale Welt der Erziehungsanstalten und deren innere Konflikte in die Öffentlichkeit zu zerren, da Besucher leicht auf die dahinterstehenden Institutionen schließen könnten. Könnte es dabei nicht zu Verletzungen der Schutzrechte anderer kommen? Es hatte wohl seinen Grund, dass bislang Schauspiele literarisch-fiktive Kreationen waren und keine Dokumentardarbietungen.

Dennoch konnte sie dem Stück kein Aufführungsverbot erteilen, sofern die rechtlichen Rahmenbedingungen, was die jugendlichen Schauspieler betraf, eingehalten würden. Schutznormen, das musste sie ihren Kollegen und Vorgesetzten immer wieder in Erinnerung rufen, waren der Weimarer Verfassung und Rechtslage entsprechend eng auszulegen, nicht willkürlich auszuweiten.

Das Stück mit seinem Porträt des Innenlebens einer Erziehungsanstalt in Berlin war ein großer Erfolg bei den Zuschauern. Vor allem die Altersstruktur im Publikum hatte es drastisch verändert. Noch nie seien so viele junge Menschen im Thalia-Theater gesichtet worden, so berichteten die Blätter. Nicht immer zur Freude der Eltern, die die teilweise ordinäre Sprache beklagten. Allerdings enthielt die Aufführung keine explizit erotischen Szenen, wenn auch homosexuelle Zwischentöne, insbesondere in Szenen mit dem involvierten Geistlichen, nicht zu überhören oder zu übersehen waren.

Doch mit der dramaturgischen Umsetzung des Stoffes war es nicht getan. Dr. Serach musste sich nach einigen Monaten zum dritten Mal und dann gleich wiederholt mit dem „Aufruhr“ auseinandersetzen. Im August 1929 ging es um das Verbot, das die Filmprüfstelle Berlin der filmischen Darstellung erteilte.

Dr. Serach hatte sich das Drehbuch kommen lassen, dann auch die Durchführung auf jugendgefährdende Inhalte hin angeschaut. Es war ein Stummfilm der Arthur-Film Berlin eines noch jungen Regisseurs, der mit Schauspielern arbeitete, die aus dem Ensemble der Volksbühne Berlin bekannt waren. Die meisten der Darsteller für die Rollen von Jugendlichen, zu denen nicht nur Jungen, sondern auch Mädchen gehörten, brachten schon Schauspielerefahrung im Film mit bei ähnlichen Themen und Filmen wie *Die Siebzehnjährigen* und *Frühlingserwachen*. Aufgrund des Verbots der Zensurstelle hatte Dr. Serachs Referat zu prüfen, ob die bereits an die Kinos ausgelieferten Filmrollen bereits irgendwo aufgespannt worden waren. Allerdings hatte die Arthur-Film Berlin Widerspruch gegen das Verbot eingelegt, doch die Filmprüfstelle hielt im Oktober 1929 an diesem fest. Um ihm zu entgehen, hatte die Arthur-Film ihren Schnitt revidiert, nahm angemahnte Stellen heraus, filmte einige Szenen nach und erwirkte damit, dass im Dezember 1929 und Februar 1930 nurmehr ein eingeschränktes Jugendverbot aufrecht gehalten wurde. Dr. Serach musste den wahren Zensurmarathon nachverfolgen und ihre Mitarbeiter entsprechend instruieren.

Gleichwohl konnte Dr. Serach die harsche Kritik gegen den Streifen, die in den Blättern tobte, nicht völlig nachvollziehen. Da wurde von einem „üblen Tendenzstück“ gesprochen, das „Leidenschaften aufpeitscht“, „Hass gegen Erzieher und Moral provoziert.“

Andere kritisierten die zu positive Darstellung der Polizeiaktion gegen die rebellierenden Jugendlichen. Dabei hatte Dr. Serach gerade diese durch die Zensur auferlegten Korrekturen für problematisch empfunden, obwohl sie die preußische Polizei in gutes Licht tauchten. Doch am wichtigsten war ihr, dass ihrer Sicht nach der Film nicht das bestehende gesellschaftliche System in Frage stellte, sondern sich zu Recht gegen eine hierarchisch-veraltete Einrichtung stellte, die Jugendliche der Brutalität ihrer Erzieher aussetzte. Sie war mit der Zensur der Meinung, dass das Stück eine Zumutung für Jugendliche unter vierzehn war, doch hätte sie sich mehr aufklärerischen Mut bei der Filmzensur gewünscht, die das Herausschneiden wichtiger Themen wie der Solidarität unter Jugendlichen verordnete. Jedenfalls wäre sie froh gewesen, als Heranwachsende solche Rollenvorbilder in einem Film erleben und erfahren zu dürfen, dass sie nicht alleine mit ihren Gefühlsturbulenzen in der

Pubertät geblieben wäre. Stattdessen hatte sie sich ohne Anleitung mit sich selbst auseinanderzusetzen.

„Uch huje“

Im Berliner Landesarchiv wurde ich fündig, was weitere Aktivitäten Dr. Serachs betraf, auch vor ihrer Tätigkeit als Polizistin.

Mir begegneten Aufzeichnungen von Dr. Serach, die ihre ersten Jahre bei der Jugendfürsorge erhellten. Zunächst als Praktikantin – sie hatte bald eine regelmäßige Arbeit, wurde Ausbilderin junger Anzulernender – wie sie selbst es noch kurz zuvor gewesen war. Ihre Vorgesetzte war eine der ersten promovierten Frauen im Reich: Elvira Dommerhausen, die in Seminaren Frauen in Sozialem und Recht unterrichtete. Die Juristin weckte in Tamar das Interesse an den Rechtswissenschaften oder frischte lediglich auf, was sie in der Atmosphäre ihres Elternhauses von ihrem Vater erlebte und als Luft eingeatmet hatte.

Neben Tamar Serach gab es eine Fülle von weiteren, engagierten Helferinnen, die die Frauensache betrieben und sich für Betroffene – Schwangere, aus Missbrauch Geflüchtete, Prostituierte – einsetzten. Durch Dommerhausen wurde Tamar in die bürgerliche Frauenbewegung eingeführt. Dommerhausen gestand Tamar insgeheim:

Die Berührung mit jüngeren, wohlgesinnten, aufmerksamen Frauen – mit ihrem offenen Blick, ihrer Bereitschaft zu lernen, sich führen zu lassen – setzt in mir etwas frei, das ich lange nicht benannt habe. Unter den Damen der Zentrale werde ich unruhig, lebendig, beinahe übermütig. Etwas in mir beginnt zu glühen, ohne dass ich es sofort zügeln könnte.

Ich spüre dann, wie sich innere Räume öffnen, von deren Existenz ich wusste, die ich jedoch nie betreten hatte. Es ist nicht bloß geistige Anregung, nicht allein das Gespräch oder die gemeinsame Arbeit – es ist ein inneres und äußeres Echo, ein leiser Zug, der sich durch Haltung, Stimme und Nähe fortsetzt.

In solchen Augenblicken erkenne ich mich jenen Künstlern verwandt, die aus einem Überschuss an Empfindung arbeiten, aus einem Begehren heraus, das nicht immer ein Ziel sucht, sondern sich selbst genügt – gefährlich, produktiv, kaum zu trennen von dem Wunsch, gesehen und gespiegelt zu werden.

Tamar schien verstanden zu haben, was sie von ihrer Vorgesetzten berichtete. Und bei meiner Lektüre dieses Geständnisses wurde mir deutlich, was die Aufbewahrung desselben in den persönlichen Papieren von Tamar der Nachwelt und mir sagen sollte.

In den folgenden Wochen strebte Tamar danach, ihre seelische Einbahnstraße wahrzunehmen und sie anstelle einer Sackgasse als Durchgang zu ihrem eigenen Selbst zu gestalten. Was sie zuvor oft als Selbstüberwindung empfand, die Nähe zu Frauen zuzulassen, erfuhr sie nun als befreiende Begegnungen. Über Dommerhausen lernte sie eine der prominenten jüdischen Frauenrechtlerinnen kennen – die erste Frau, zu der sie ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickelt hatte, das weit jenseits ihres bisherigen, familiär und gesellschaftlich bestimmten und jugendlichen Lebenszusammenhangs lag. Tamar bewegte sich plötzlich inmitten von Frauen, die völlig andere Lebensentwürfe als solche verfolgten, die sie gewohnt war. Jetzt war sie Teil von Berufstätigen, meist Alleinstehenden, die zusammen arbeiteten,

feierten, lebten und liebten. Hätte man sie nicht von außen etikettiert, hätten sie sich wohl kaum ein eigenes Label zugeordnet.

Ähnlich kurz liest sich der Bericht zu ihrem Studium, als ob es damals selbstverständlich gewesen wäre, dass eine Frau, obendrein eine jüdische Frau, und schließlich eine jüdische Frau ohne Abitur an einer Universität Jura studieren konnte. Sie konnte es – offenkundig. Das Archiv in Berlin erklärte, warum.

Der Vater hatte der Universität Heidelberg eine bis heute existierende, die historische Rechtswissenschaft unterstützende Privatstiftung eingerichtet. Als Zeichen der Dankbarkeit und auch in Anerkennung seiner wissenschaftlichen und praktischen Leistungen hatte die juristische Fakultät Tamars Vater im Jahr 1917 die Ehrendoktorwürde verliehen. Außerdem hatte diese Alma Mater, anders als etwa preußische Universitäten, bereits seit der Jahrhundertwende Frauen als ordentliche Studentinnen mit der Berechtigung zum Staatsexamen zugelassen. Tamar war eine davon; wohl aufgrund ihres Vaters hatte man ihr sogar die Möglichkeit eingeräumt, ohne Abitur eine Abschlussarbeit einzureichen und diese dann mit sehr gut bewertet. Sie setzte ihre theoretischen Kenntnisse in Erziehungsanstalten Berlins, Kinderhorten und Krippen um. Diese waren von der Stiftung der Serachs finanziert und betrieben. Ihr Vater hatte mit Einfluss und Vermögen einen Stützring um seine Tochter geschaffen, in den sie sich dankbar begab und darin reifte und Karriere machte.

Im Berliner Landesarchiv stieß ich auch auf eine Kladde mit 201 Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, Polizeiberichten, Stellungnahmen aus der Theaterabteilung des Polizeipräsidiums und weiterführenden Bewertungen von Vorgängen aus dem Jahr 1928. Aufschrift: *Jakob Klemm – Protest.*

Die Sammlung war vom Polizeipräsidium angelegt, doch eine zentrale Rolle in den Akten spielte eben die Abteilung, der Dr. Serach als Polizeirätin vorstand.

Klemm, so machte ich mich kundig, war in den frühen zwanziger Jahren zunächst ein junger neunzehnjähriger Schauspieler aus Bonn, der auch in kleineren Städten verschiedene Bühnen bespielte, dann aber das Walhalla, eines der ältesten Berliner Variétés, übernommen hatte. Mit wenig geschäftlichem Erfolg. Nach weiteren Versuchen ersteigerte er oder vielmehr seine zeichnungsberechtigte Frau eine ihres Erachtens geeignete Spielstätte. Sie besaß eine bessere Hand als ihr Ehemann bei der Vermarktung von Theaterstätten in der Stadt. Zugleich stützte sie ihren Mann dabei, ins Programm skandalverdächtige Stücke aufzunehmen. Ein Artikel titelte: „Brustwarze für Berliner Bühnen entdeckt.“ Darunter der polizeiliche Kommentar Tamars: *An Theaterabteilung mit Bitte um Prüfung und Einschätzung.* Darunter ein Kurzbericht:

Am Donnerstagabend, dem 2. Juni 1927, Zivilbesuch der Aufführung von „Auf Piratenjagd“. Dienstlich beigewohnt. Vom zweiten bis zum vorletzten Akt traten neben nur mit dem Spärlichsten bekleideten Männern drei Frauen in verschiedenen Szenen und vor veränderten Bühnenbildern auf, mal in schützender Dunkelheit, dazwischen aber auch in entblößendem Grelllicht – oben ohne – die Piraten jagten, dann auch in tänzerischen Bewegungen diese umringend.

Bei ihren Auftritten zollte das nicht nur junge Publikum entsprechend eifrig Lob durch Klatschen und Zwischenrufe. Konträre Stimmungsmeldungen waren nicht zu vernehmen. Nach dem Fall des Vorhangs, der wiederholt zu neuem Beifallklatschen gehoben wurde und die drei

halbnackten Schauspielerinnen vorführte, begab sich der Großteil des Publikums in die angeschlossene Gastronomie, wo die Schauspielerinnen im Beisein ihrer Piraten anschließend gefeiert wurden. Weitere Geschehnisse sind nicht zu vermelden.

Der Bericht war von dem eingesetzten Beamten, Kriminalassistenten Kahnert, abgezeichnet. Polizeirätin Dr. Serach setzte eine Zeile hinzu: *Die Inhaberin, Frau Klemm, schriftlich rügen und zur Korrektur der Damenbekleidung anweisen.*

Darunter bestätigt Kahnert: *erfolgt.*

Aus den beigegeführten Zeitungsartikeln entnahm ich, dass sich die Aufführungsausstattung augenscheinlich in den nächsten Wochen wenig bis gar nicht geändert hatte. In Überschriften und dezidierten Fotos stritten die verschiedenen Berliner Blätter über die Inszenierung, den einen war sie zu freizügig, den anderen nicht liberal genug. Doch nicht primär deswegen war Klemm in den Aktenordner geraten. Es war nur der Auftakt.

Im Nachspiel hatte die Theaterabteilung im Präsidium erwirkt, seiner Frau die Konzession zu entziehen. Das Ergebnis war, dass das Haus verkauft und an das Verlags- und Medienimperium von Serachs Onkel übergegangen war. Dieser renovierte, sanierte und verpachtete das Haus an die früheren Besitzer, die es nun unter dem neuen Schild das „Rundumvariété“ eröffneten.

Den weiteren Artikeln zufolge wurden die gegebenen Stücke noch expliziter: Nach „Berlin ohne BH“ kam das Programm auf die Bühne, zu dem es die meisten Nachrichten, Beschwerden und Lobeshymnen aus der breiteren Männerwelt gab: „Zieh‘ mich aus“, bei dem gleich gut zwei Dutzend fast nackter Schauspielerinnen auf die Bühne traten. Zu diesem Abend wurde ein künstlerisch gestaltetes Heft zum Verkauf angeboten, in dem man mit freizügigen Abbildungen nicht geizte.

Wieder hatte die polizeiliche Theaterabteilung den Vorwürfen nachzugehen. Dr. Serach fragte bei ihren Vorgesetzten an, ob sie die Zuständigkeit wegen möglicher Befangenheit abgeben solle, immerhin überprüfe sie ein Etablissement, das in einem Gebäude untergebracht sei, welches ihrem Onkel gehöre. Das Präsidium lehnte einen Verantwortungstransfer ab, weil der Eigentümer weder Einfluss noch Verantwortung für Inhalte besäße, hierfür seien Pächter bzw. Mieter alleine zuständig und folglich auch Rechtssubjekte.

Der eindeutige Bescheid erleichterte Dr. Serachs Einsatz nicht. Sie kannte die rechtliche Situation, aber sie wusste auch, dass es vielleicht eine Zwickmühle war, die man ihr bewusst eröffnet hatte, um sie möglicherweise kompromittieren zu können. Sie wusste, dass sie mit desto höherer Wachsamkeit agieren müsse. Zugleich erschwerte es die innerfamiliäre Situation, weil sie bei Treffen mit der weiteren Familie noch weniger von dem erzählen konnte, womit sie sich dienstlich und privat beschäftigten.

Um eine größere Distanz und zugleich Transparenz zu gewähren schickte sie jüngere Assistenten und Assistentinnen auf Beobachtungsmission und ließ sich von ihnen Vorbereichte verfassen. Außerdem konnte sie sie in eine Welt einführen, die ihnen in ihrem Ausbildungskurs nur aus der Strafprozessordnung bekannt war. Sie war auch bereit, Strafbefehle zu erteilen, auch Prozesse anzustreben, auch wenn es gegen eine Einrichtung gehen sollte, hinter der der Name Serach stand.

Auch im nächsten Stück „Reduziert von Z zu A“ waren wieder nackte Frauen und Männer wichtiger als die Inhalte, über die nur ganz selten berichtet wurde. Lediglich in der

Gefährtin las Dr. Serach folgenden Liedtext, der nicht unbedingt vom Tiefgang der Poesie auf diesen Brettern zeugte:

*Streng verboten ist das Flüstern
zwischen dir und zwischen mir,
doch es kitzelt in den Lüften
zwischen dir und zwischen mir.*

*Was nicht offen, nicht verdeckt geht,
singen wir im roten Licht,
denn die Wahrheit liebt den Umweg,
und Zensur, die geht ihn nicht.*

*Kleine Brüste, stille Münder –
sagt das Amt und nickt dabei,
doch im Takt der kleinen Sünden
machen wir einander frei.*

*Streng verboten ist das Lieben,
so steht's schwarz auf weiß auch hier,
doch ganz anders lässt sich's biegen:
zwischen dir und zwischen mir.*

Das Lied wurde zu einem Klassiker, insbesondere die zentrale Strophe:

*Was nicht offen, nicht verdeckt geht,
singen wir im rosa Licht,
denn die Wahrheit liebt den Umweg,
und Zensur, die geht ihn nicht.*

Gesungen wurde das Lied auch von Homosexuellen. Zugleich regte sich gerade unter diesen der größte Protest gegenüber dem „Rundumvariété“. In einem weiteren Stück, als „Volksbild“ überschrieben, war im 12. Bild eine Szene eingebaut, die eine trübe Kneipe auf die Bühne brachte. Was genau in diesem Bild vorgeführt wurde, fand nirgends ihren Niederschlag, nicht in der Presse, nicht in Polizei- oder Zeugenberichten. Allein der offenkundig gehauchte Wortlaut: „Uch huje“, mit welchem sich Männer gegenüber Männern äußerten, führte dazu, dass, wie der Polizeibericht eines weiteren Assistenten schilderte, es zu einer empfindlichen Störung der Veranstaltung kam:

Am Samstag, 25. Juni 27, um 6 Uhr abends, wurde die Vorstellung im Rundumvariété, Friedrichstraße, im 12. Bild gestört. Im Parkett stand der Verleger Wilhelm Hartung auf und protestierte heftig. In seinen Widerspruch fielen im II. Rang ca. 40 Personen mit Johlen, Pfeifen und Getrappel ein. Die 14 Personen, die dem Platzanweiser keine Folge leisteten, das Theater zu verlassen, wurden polizeilich festgestellt.

Nach deren Festnahme und Entfernung wurde die Vorstellung fortgesetzt, doch kaum fiel der Vorhang, setzten andere Personen die Ruhestörung fort. Diesmal konnten die Randalierer nicht festgestellt werden.

Bei den zuvor Verhafteten handelte es sich um Mitglieder der von Hartung gegründeten „Gemeinschaft der Anderen“. Die festgesetzten Personen waren folglich allesamt Homosexuelle.

Dr. Serach war auch bei dieser Veranstaltung nicht selbst zugegen, hatte jedoch den Bericht entgegengenommen und kommentiert. Sie hielt die Darstellung zwar für plausibel, bezweifelte aber zugleich die Richtigkeit, weil sie feststellte, dass sie sehr nah an die Pressedarstellung reichte, die sie in Hartungs *Gefährtin* gelesen hatte, auch wenn sie von dieser Lektüre keinen Gebrauch machen wollte. Hartung, so wusste sie, übertrieb gerne und blies den Protest Homosexueller gegen deren Verunglimpfungen auf. Von Frau Klemm hatte sie einen Strafantrag auf dem Tisch, der sich gegen Hartung richtete und auf Hausfriedensbruch lautete.

Sie vermerkte nach Akteneinsicht: *Nach Lage der Sache sind die Tatbestandsmerkmale eines Hausfriedensbruches (§ 123 R. St. G. B.) zur vorliegenden Anzeige nicht gegeben. Auch liegt an der weiteren Aufklärung dieser Sache ein kriminalpolizeiliches Interesse nicht vor. Die Theaterabteilung übernimmt die Angelegenheit und wird mit Beschwerzten und Beschwerdeführern verhandeln.*

Wenige Tage später musste Dr. Serach bei Klemms gewesen sein und dem Ehepaar erklärt haben, sie habe die Sache geprüft und folge der Einschätzung ihres Kriminalkollegen, der ihr folgende Einschätzung gegeben habe: *Meinem Empfinden nach dürfte die Anstößigkeit der inkriminierten und gestörten Stelle bei gewissen Besucherkreisen durchaus im Bereich der möglichen Persönlichkeitsverletzung liegen. Doch ich persönlich fand bei ihr keinen Anlaß der Beanstandung. Auch von Seiten des breiten Publikums habe ich Lachen, aber keine Mißfallensäußerungen wahrgenommen.*

Und von einem anderen Kollegen sei ihr nur mitgeteilt worden, dass nach der angezeigten Szene „der Beifall schwach“ gewesen sei. Sie empfehle den Betreibern, ihr Niveau zu überprüfen und auf die Belange ihres Publikums Rücksicht zu nehmen. Sie notierte: *Damit wird der Fall ad acta gelegt.*

Dass die Klemms durchaus auch auf das Auditorium Rücksicht nahmen, zeigte sich Dr. Serach bei einer anderen Veranstaltung. Es trat ein junges jüdisches Hamburger Duo auf, das Texte und Lieder ihrer bewunderten Vorbilder des Wolf-Trios imitierte. In diesem Fall hagelte es bei der Berliner Polizei nicht Beschwerden aus rechten Kreisen, sondern von jüdischen Besuchern, während die Presse hohe Lobeshymnen auf die „echt Hamborger Jung“ sang.

Dr. Serach bat, dass man ihr die Texte mit Bühnenanweisungen überstelle. Konsterniert las sie:

*Durch Schneidemühl ziehn zwei dahin,
Salomon und Benedikt,
man weiß sofort, was sie wohl sin‘ –
so denkt man wenigstens mit Blick.
Vor ihnen stolz im Gleichschritt fein
zwei Offiziere, geschniegelt rein,*

*Ordensband und Brust gar blank,
mit Hochmut und mit allerhand.*

*Da spricht der eine, stramm und keck:
„Noch nie sah ich 'ne Laus, o Schreck!
Wer mir ein solches Tierlein zeigt,
dem zahl ich sechs Taler – unverzagt!“
Salomon lächelt mild und still:
„Hörst du, wie gern man Juden will,
solang sie liefern, was man kennt –
das Bild, das man so gerne nennt.“*

*Benedikt greift ruhig in die Weste,
zeigt das Tier – kein Wort, keine Geste.
Die Herren zahlen, ziehn davon,
bestätigt ist die alte Norm.
Die Freunde gehn zum Uhrenschein:
Fünfzehn Taler – Zeit muss sein.
„Zwei Läuse noch“, sagt Salomon leis,
„und selbst die Zeit zahlt ihren Preis.“*

Kein Wunder, sagte Dr. Serach zu sich, dass die Nationalsozialisten bei ihrem Applaus auf die Stühle gestiegen sind, aber auch die treuen Berliner Konservativen wiederholten die letzten beiden Zeilen als Refrain.

Sie schaute sich weitere Texte des Duos an. Wieder verlauste Juden, überall Flöhe, in der Bühnenanweisung hieß es: „In einer lächerlich koscheren Maskerade, jüdisch auf und ab parodierend.“

Offenkundig brauchte das Duo gar nicht erst zu erklären, was mit der „koscheren Maskerade“ und dem jüdischen Parodieren gemeint war. Dr. Serach teilte die Kritik an den Berlin überflutenden Ostjuden, die aus Kongresspolen, Warschau, Łódź, Lublin und anderen Städten, aber auch von ferner her aus dem Jerusalem des Nordens, dem litauischen Vilnius, dann aus Weißrussland, der Ukraine und anderswoher kamen. Unter ihnen waren viele Zionisten, die meisten sprachen wenig Deutsch, dafür Jiddisch. Und sie fielen aufgrund ihrer orthodoxen aschkenasischen Kleidung und ihrer Tendenz auf, sich auf bestimmte Berliner Bezirke zu konzentrieren. Wären nur mehr Intellektuelle, Gelehrte und Rabbiner unter ihnen gewesen! Stattdessen erhöhte sich die Spannung nicht nur zwischen Juden und Nichtjuden, sondern Dr. Serach hatte immer öfter Einsätze zu begleiten, die, wie in diesem Fall, aufgrund von Auseinandersetzungen zwischen Juden und Juden ausgelöst wurden.

Die beigelegten Bilder bezogen sich auf den zweiten Teil der Veranstaltung: „Nur für Herren“ – hier hatte ihr Assistent hinzugefügt: „verschwimmelte Sexszenen und anzügliche Texte.“ Allerdings bildeten die abgebildeten Damen und Herren eine Tanztruppe, die deutlich jenseits der Minderjährigkeitsschwelle lag.

Nur zu gerne hätte Dr. Serach die jüdische Selbstbeschmutzung geahndet. Dass eine Liedüberschrift lautete: „Nur deutsch will ich sein“, verunglimpfte das ernste jüdische

Bemühen, die heimatliche Gesellschaft zu bessern. Doch war sie keine ethische Zensurinstanz, sagte sie sich – ihre Aufgabe war begrenzt: der Jugendschutz. Dr. Serach setzte ihr Urteil darunter: *Bleibt außer Betracht.*

Ebenfalls im Berliner Landesarchiv fand sich eine Kladde mit Zeitungsabschnitten und Berichten zu den „kleinen Skandalen“, dann auch eine interne Beobachtungsnotiz aus dem Jahr 1928.

Zu den „kleinen Skandalen“ gehörte das Auftreten von Anni Lehmstädt, einer Schwäbin, die ihr Glück in Berlin gemacht und dazu eigens Berlinerisch gelernt hatte. Sie trug Hits wie „Joseph heeßt er“ vor und „Warum soll sie nicht mit ihm oder ihr“ oder „Wwwerft die Männern aus’m Reichstag“, die in allen Zelten und Kneipen landauf-landab gesungen wurden.

Dr. Serach hatte sich in diesen Fall vertieft, weil es allgemein bekannt war, dass Anni mit ihrer Lebensgefährtin, Charla, zusammenwohnte, und sie nicht einmal einen Hehl daraus machte. Sie nutzte diesen Umstand sogar in vielen ihrer Chansons und Kabarettnummern, um das Publikum zu provozieren. Dr. Serach empfand, dass sie ihrem Geschlecht und der Gleichgeschlechtlichkeit damit keinen Dienst erwies. Aber sie galt lange Jahre als „Original“, gerade auch in rechten Kreisen. Auch wenn sie klein, ein wenig pummelig und treu aussah, heißt es in den Berichten, dass Frauen und Männer schon auf Stühle und Tische stiegen, bevor sie die Bühne betrat. Mit ihrer Mimik, ihren durchdringenden Augen und ihrer verrauchten Stimme, dann mit der gespielten Einfachheit der Frau von um die Ecke oder auf dem Alex erschloss sie sich die Herzen. Ihr berühmtestes Lied brachte sie, wie die Polizeiberichte zeigten, auch in die größten Bedrängnisse.

*Joseph heeßt er!
Wie der Jung, der drücken, küssen, knutschen kann
Wilde kenn ick viele
So schnell zum Ziele
Keiner kann
Nur er is Meester!
Joseph heeßt er!*

*Seen Sehnsucht is erst richtig wild,
wenn er mir allet z ‘wurschtelt, v ‘knüllt,
meene Blüs’n, meenen Rock
nich von Bosheit, bloß von Bock
Nur er is Meester!
Joseph heeßt er!*

Sie sang nicht nur auf großen deutschen Bühnen in Theatern, sondern auch in Variétés, kleinen Häusern und Bars, auch vor Frauenpublikum, wo sie gerne Lieder mit lesbischen Untertönen vortrug.

*Frida kommt im Herrenanzug,
Nelke tief im Knopfloch drin,
Doch blitzt am Strumpf ein Seidenzug*

Und am Handgelenk ein Ringlein hin.

*Sie raucht, sie lacht, sie schaut dich schräg,
Hat Lippenstift – ganz keck, ganz frech.
Halb Offizier mit stolzem Gerät,
Und zahlt sich selbst – und keinem Zech.*

Die Kriminalassistentin hielt fest: „Der Anmarsch war beschwerlich, weil der Damenklub schlecht aufzufinden war. Der Name ‚Tempel‘ war nirgends zu lesen; Passanten, auch weibliche, auf der Straße konnten keine Auskunft geben. Die einzige Gastronomie in der Nähe der angegebenen Adresse war sichtlich eine ausschließlich von Männern besuchte Institution, die in unserem Verzeichnis als bekannter Treffpunkt vermerkt ist, wo § 175-Verdächtige öfter aufgegriffen wurden. Auch Nachfragen bei den Gästen führten nicht weiter. Erst auf dem Weg zur Toilette war ein weiterer, leerer Raum zu bemerken, von dem eine unscheinbare Tür und eine dahintergelegene Treppe zu einem weiteren Tanzboden führten. Dort wartete beim Eingang eine Frau, Entrée 30 Pfennig. Es spielten Musikerinnen auf Blasinstrumenten, und die zu überprüfende Veranstaltung von Anni Lehmstädt war bereits voll im Gange. Der Saal war mit Girlanden ausgestaffiert, vornehme Damen und Frauen in eleganten langen Kleidern wechselten mit solchen in Smoking, Monokeln, Bubiköpfen, aber auch bescheidener Gekleideten. Der Tanzboden war voll, die Frauen schmiegt sich eng aneinander, oft mit Gläsern in der Hand. Das inkriminierte Lied wurde von allen kräftig mitgesungen. Der Liedtext war mit frivolen Frauenbildern abgedruckt, im Eintrittspreis inbegriffen und anbei.“

*Wwwerft die Männern aus 'm Reichstag,
Wwwerft se aus 'm Landtag,
Fegt se aus 'm Herrenhaus –
Wir machen uns 'nen Damen-Schmaus!*

*Wwwerft die Kerls aus jedem Bau,
Nu ziehn wir selber ein, die Frau'n!
Mit Handschuh und Zigarrenspitze –
Und schwingen uns auf ihre Sitze.*

*Keene Bärte im Plenarsaal,
Keen platte Brust mit Ordensstahl –
Nur seidne Strümpf und kluge Blick,
Und Lippenrot statt Männerglück.*

*Wwwerft die Männer von 'm Rednerpult –
Genug vom ew'gen Führerkult!
Jetzt sitzt im Frack die Fräulein Macht –
Und lacht, wenn sie Gesetze macht.*

Dr. Serach konnte sich ein leichtes Lächeln nicht verkneifen, als sie den Text vor sich hersagte. Dass dieses Frauentreiben im Hinterhof einer Homosexuellenkneipe möglich war, wunderte sie, noch mehr war sie erstaunt über die offenkundige Kritik am Führergedanken, mit dem sie sich gegen das Aufstreben Hitlers stemmte. Dr. Serach schwankte, ob sie die Beobachtung der Künstlerin aufrechterhalten sollte. Im Sinne der sparsamen Haushaltsführung entschied sie: *Objektprüfung beendet.*

Offenbar hatte sie sich zu schnell zufriedengegeben. Denn ein nächstes Aktenstück ergänzte den Fall.

Es gab mehrere polizeiliche Eingaben aus Kreisen der NSDAP, die sich über die Kritik am Führer und auch darüber beschwerten, dass in Sälen, auch in Festzelten und sogar auf der Kirmes das Lied „*Joseph heißt er!*“ mit einer vom Volk verfassten und gesungenen Strophe endete:

*Rechts 'ne Dünne, links ne Flinke,
nur der Fuß schlurft, ist ne Hinke,
doch im Tönen ist er Meester –
Joseph heißt er!*

Soweit die Berichte es hergaben, schien Anni Lehmstädt diese Strophe nicht selbst verfertigt, auch nicht auf der Bühne gesungen oder auch nur mitgesungen zu haben. Andererseits machte die Strophe Dr. Serach darauf aufmerksam, dass dieser schräge Propagandist nicht zu unterschätzen war, der das Volkswort der Sängerin in den Mund legte und sie dafür büßen lassen wollte – Josef Goebbels tingelte mehr als jeden zweiten Tag im Jahr als Redner durch das Reich, versuchte sich als Romanautor, bot theatralisch seine rhetorische Schärfe als Intellekt dar und bereitete Hitler einen rot-schwarzen Teppich.

Mit einem Schaudern und ihrer Unterschrift und Stempel beendete Dr. Serach auch diesen polizeilichen Vorgang. Sie hielt dies nicht nur für berechtigt. Es schien ihr eine Pflicht zu sein, denn sie war überzeugt, dass Ordnung und Freiheit sich nicht widersprechen müssten – solange die Ordnung in ordentlicher Polizeihand lag. Es musste eine Hand sein, über der diejenige der mächtigen Institution der parlamentarisch gesteuerten preußischen Polizei schwebte.

Ihre Verabredung

Was folgte, ließ sich nicht auf einen Ort, nicht auf einen Tag und auch nicht auf eine Entscheidung zurückführen. Es war eine Verschiebung. Nicht die Menschen betraten eine fremde Bühne, gingen einen neuen Weg. Fast unmerklich bewegte sich der Boden unter ihnen.

Tamar saß hinter den holzgefassten Glasscheiben, die den Vorraum des *Café Vaterland* am Potsdamer Platz zu einem stillen, halbdunklen Zimmer verwandelten, aus dem die Frühlingskälte und die Feuchtigkeit der Luft nach draußen verbannt waren. Dort liefen die Straßenbahnen, Fuhrwerke, Automobile, auch pompöse Effinger-Karossen, wie von anderen Kräften getrieben. Ihr Lärm drang nur gedämpft durch die Scheiben.

Sie war an diesem Abend extra früh dran, hatte dem Tag schon entgegengefiebert, seit Ort und Zeit der ersten Begegnung mit der unbekannten C. W. vereinbart waren. Tamar hatte

für diese erste und hoffentlich nicht letzte Begegnung absichtlich einen Tisch gewählt, von dem aus sie den Eingang sehen konnte. Nicht aus Angst. Oder nicht nur – eher aus Gewohnheit. Die Jahre in der Polizei hatten ihr beigebracht, dass selbst ein Kaffee im Privaten eine Bühne sein konnte, auf die andere blicken, von vorne, von der Seite und von hinten. Was sie las, was sie schrieb und wen sie am Tisch empfing. Und dass selbst von unten souffliert und korrigiert wurde, um ihr vorzugeben, was auf den Brettern dem vorgegebenen Libretto entsprechend zu singen war.

Dann schwang die Tür auf. Es musste C. W. sein. Kleiner der Gestalt nach, als Tamar sie sich vorgestellt hatte, jedoch mit einem kurzentschlossenen Argusblick, mit dem die Eintretende in weniger als einer Sekunde die Räumlichkeit des Cafés durchmustert hatte.

Die junge Dame übergab ihren Mantel einem ihr entgegenkommenden Ober und schritt nur scheinbar in die entgegengesetzte Richtung von Tamar, doch hatten sich ihrer beider Blicke für einen Moment gestreift. Augenscheinlich gelassen und selbstbewusst bewegte sich C. W. an den Tischen vorbei und nahm sich von der Wand eine auf Holz aufgespießte Tageszeitung.

Unwillkürlich stand Tamar auf und näherte sich der Phalanx der ausgehängten Journale, ohne erkennbar für andere nach C. W. zu schauen. Die junge Dame schien aus den verschiedenen Blättern eine Frauenzeitschrift zu wählen. Tamar drängte es zwar, C. W. anzusprechen, ihr, wenn schon keine Reverenz zu erweisen, so doch einen Wink zu geben, bemerkte aber, dass sie hier nicht zu Amtshandlungen anstand, sondern sich endlich ihren Tageslauf abstreifen sollte und ihre Dienstkleidung hinter ihre Persönlichkeit zu stellen hatte.

Sie blieb dennoch stehen, verlegen über ihre eigene Förmlichkeit, gefangen davon, dass sie Blicke von verschiedenen Tischen auf sie und die Person, die ihr ihren Rücken zuwandte, gerichtet sah. Mehr noch als die vermeintlichen Beobachtungen verunsicherte Tamar, dass in ihr der Eindruck aufblitzte, sie habe C. W. schon irgendwo gesehen, doch konnte sie sich nicht erinnern, in welchem Zusammenhang dies gewesen war – auf der Straße in der Elektrischen? Beim Hutmacher? In der Staatsbibliothek?

Um ihre Nervosität nicht zur Schau stellen zu müssen, hatte sich Tamar etwas Arbeit aus ihrem Büro mitgenommen. Eine neue, mutige Publikation lag auf dem Tisch: „Berlin für Lesbische. Ein Plädoyer für die Priesterinnen der Sappho. Mit einem Vorwort von Dr. Rosenhain“. Tamar sollte das Buch begutachten und feststellen, ob es gegen das Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften verstieß – eine brisante Aufgabe, bei der sie sich selbst getestet sah.

C. W. drehte sich um, schaute Tamar ins Gesicht – Tamar zitterte am ganzen Leib – dann schaute C. W. zur Bar, von wo ihr der Ober einen Blick zuwarf.

Sie schien sich zu diesem drehen zu wollen, dabei hing sie lediglich das Blatt an den Wandhaken ab und nahm zusätzlich noch die großflächige *Berliner Zeitung* an sich. Mit beidem ausgestattet, drehte sie sich zu Tamar und reichte ihre Hand zur Begrüßung. Sie schien zu wissen, wem sie gegenüberstand: „Clara“, sagte sie, „Clara Wendelin. Wollen Sie mit mir einen Blick in das Blatt werfen?“

Tamar konnte kaum ihren Mund öffnen, nickte zustimmend, zeigte sich interessiert und überwand sich: „Tamar Serach.“ Sie zeigte auf den Tisch, auf dem ihre Tasse Kaffee stand, das zu begutachtende Buch daneben: „Ich würde mich freuen, wenn Sie bei mir Platz nehmen würden“, antwortete sie, stockend.

Gespitzte Ohren umgaben sie. Fräulein Clara Wendelin ging voraus, und sie steuerte auf Tamars Tisch zu.

Sah so die Frau aus, die das Wort „dominierende Freundin“ im Inserat nicht abgeschreckt hatte? Fräulein Wendelin war jünger als Tamar gedacht hatte. Nicht scheu, aber auch weniger direkt, was den ersten Eindruck betraf im Vergleich zu den mutigen Zeilen. War ihr vermeintlich zurückhaltendes Wesen ein Ausdruck ihrer familiären Herkunft? Gehörte sie zu den „Frauen aus einfachen Verhältnissen“?

Clara setzte sich. Schlug die Zeitung auf.

Ein Gefälle zwischen ihnen. Spürbar. Unausgesprochen. Und doch – was sollte es ändern?

Tamar setzte sich an den Tisch zu Clara, ihr gegenüber.

Wie sehr hatte sie in den vergangenen Jahren davon profitiert, aus großem Hause zu stammen. Gerade jetzt wurde es ihr zur Last. Eine Gefahr. Vielleicht war es nur Vorsicht. Oder Angst vor dem, was hier begann – ein Nachklang dessen, was sie in der Einleitung des vor ihr liegenden Buches gelesen hatte. Die Autorin wehrte sich dagegen, lesbische Frauen als Bange, Kranke oder Minderwertige zu betrachten und betonte, dass diese Frauen zwar andersartig seien – so las sie –, aber den Normalen gegenüber völlig gleichwertige Geschöpfe. War das nicht zu wenig, viel zu wenig – und auch falsch? Führte eine solche Selbsteinschätzung nicht zum weiblichen Duckmäusertum, wie es sogar auf der unteren Ebene in ihrer Behörde erwartet wurde und durch den ihr gegebenen Auftrag von der höheren Etage in andere Formen gekleidet wurde?

Ob sie mit C. W. künftig auch darüber würde reden können?

Schon der vorliegende Prüfauftrag schien ihr juristisch nicht völlig zu Ende gedacht zu sein. Nun waren die wenigsten in ihrer Abteilung Juristen, nur eine Frau außer ihr war in diesem Fach promoviert. Wie immer mussten Frauen höher qualifiziert sein als die männliche Umgebung, um überhaupt in diese zu kommen. Selbst gegenüber ihren Vorgesetzten waren sie besser ausgebildet.

Ein Blick ins Gesetz hätte genügt. Eigentlich. Von vornherein wäre es nicht zu dieser Anfrage der Begutachtung gekommen oder sie wäre zurückhaltender ausgefallen, denn die Vorgesetzten hätten wissen müssen, dass es keine staatliche Zensur von Presseerzeugnissen, weder Vorzensur noch repressive Nachzensur, geben durfte. Nach § 118 der Weimarer Reichsverfassung war jede Zensur im politischen und publizistischen Bereich ausdrücklich verboten. Die Ausnahmen waren eng gefasst, lediglich Filme oder jugendschutzrelevante Druckschriften konnten einer Zensur unterworfen werden. Wie hatte Tamar die Neuerungen begrüßt, dass endlich Presse- und Publikationsfreiheit die gesellschaftliche Basis der Republik bildete!

„Zweimal Kaffee“, bestellte C. W., ohne Tamar anzusehen, bei demselben Mann, der ihr den Mantel abgenommen hatte.

Tamar versuchte, aus ihrem Gedankenkarussell abzuspringen, das sich endlos zu drehen schien und ihr nicht erlauben wollte, sich auf den Moment einzulassen.

C. W. schien hingegen entspannt, hatte die Zeitung vor sich ausgebreitet, hob sie auf zum Lesen und schuf gewissermaßen einen Schutzwall gegen die Neugier der beiden Damen am Nachbartisch. Zu diesem Zweck rückte sie näher zu Tamar, näher als nötig gewesen wäre. Tamar hatte den Berliner Stadtführer in der Hand.

„Kennen Sie den?“, fragte Tamar behutsam.

Clara schüttelte den Kopf, nahm das Büchlein, blätterte darin.

„Endlich mal was für uns!“

Tamar holte tief Luft.

„Nur ein Anfang, der erste Führer für lesbische Frauen in Berlin. Schon nach wenigen Wochen in zweiter Auflage! Lesen Sie das Vorwort.“

Unter Frauen, die Frauen lieben, und die gezwungen sind, ihr Leben jenseits der üblichen Normen zu führen, genießt ein bestimmter Treffpunkt besondere Beliebtheit: der Klub „Amethyst“, der seine Abende im Hotel Silberquell in der Lindenstraße veranstaltet. Vor allem junge Verkäuferinnen, Büroangestellte, Schneiderinnen und andere Frauen aus einfachen Verhältnissen finden hier einen Ort, an dem sie aufatmen können. Man ist dort in jeder Hinsicht bemüht, jenen, deren Alltag selten leicht ist, wenigstens für ein paar Stunden Wärme, Lachen und ein Gefühl von Zugehörigkeit zu schenken.

Der Klub versteht sich nicht bloß als Tanzlokal, sondern als Gemeinschaft. Sein erklärtes Ziel ist es, Zuneigung und gegenseitige Achtung zu fördern und zugleich gemeinsam gegen die gesellschaftliche Abwertung jener Frauen aufzutreten, die nicht nach den hergebrachten Regeln leben und lieben. Diese Ausgrenzung hat sich in den vergangenen Jahren verschärft, weil politische Kreise darüber nachdenken, bestehende Strafvorschriften, die bislang nur Männer betreffen, auch auf Frauen auszuweiten – eine Drohung, die wie ein Schatten über vielen Schicksalen liegt.

Schon ohne solche Gesetze ist der Alltag dieser Frauen oft geprägt von Abhängigkeit, vom Bruch mit der Familie, von Mißtrauen im Beruf und von einem dauernden Gefühl der Geringschätzung. Eine Verschärfung der Verfolgung gäbe Erpressern und Denunzianten freie Bahn. Für manche wäre der Preis, weiterzuleben, kaum mehr tragbar.

Gerade deshalb bedeutet der Amethyst mehr als nur ein Ort der Unterhaltung. Er ist ein stiller Akt des Widerstands – und zugleich ein Raum der Freude: der Tanz, das Lächeln, die flüchtige Berührung auf der Fläche zwischen Musik und Licht – für viele ein Stück zurückgewonnener Würde.

„Ich muss das Buch begutachten – aber ich stimme dem Vorwort zu, dass zur Änderung der Einstellung auch die gesetzliche Grundlage zu ändern ist. Gewiss sind Frauen in der Republik nicht der Strafverfolgung des § 175 ausgesetzt und insofern weniger unmittelbar bedroht als Gleichgesinnte in Österreich, aber dennoch sind sie aufgrund gängiger Vorurteile und bürgerlicher Normvorstellungen in ungeliebte Sphären verbannt. Meine tägliche Praxiserfahrung – Frauen ...“

„Wir Frauen“, unterbrach Clara.

„Frauen“, fuhr Tamar fort, „sind gefährdeter als Männer, weil deren Strafbarkeit definiert und damit auch begrenzt war – Frauen hingegen leben im Zwielicht, dort, wo sie Männer gerne hätten, greifbar und angreifbar. So die Autorin.“

„Glauben Sie das?“

Tamars Stimme wurde leiser: „Die Autorin argumentiert hart gegen religiöse Dogmen, die Lesben als degenerierte Kreaturen stigmatisieren. Mit *Ich klage an* zitiert sie Émile Zola und führt das tragische Beispiel einer Malerin an, die trotz ihres Zusammenseins mit einer

Geliebten in eine Ehe hineingetrieben wurde: *Nur eine Frau meiner Art wird mich begreifen, mir das nachfühlen können, was es heißt, leben zu müssen unter Menschen, denen man fremd und unbegreiflich ist, denen man nicht einmal andeuten darf, wie anders man zu ihnen steht, allein mit seiner Sehnsucht.*

Clara hielt die Papierwand der Zeitung höher, änderte die Tonlage und sprach Tamar an, ganz sachte, aber eindringlich: „Sie heißen wirklich Serach, sind T. S.“

Tamar lächelte, bestätigte und fragte zurück:

„Und Sie C. W.“

Clara sagte nichts. Nach kurzem Zögern auf beiden Seiten, begannen sie beide zu lächeln, kicherten ein wenig, und Fräulein Wendelin packte Tamars Hand und – im Schutz der Zeitung – ließ ihre Finger einen Moment zu lange liegen, bevor sie den Handrücken kurz antippte, was Tamar elektrisierte und sie zugleich ihre Hand leicht zurückziehen ließ.

„Ich hatte Sorge, Sie würden nicht kommen.“

„Ich auch“, gestand Tamar, „vielleicht, weil Sie mich zu fordernd empfanden.“ Beide lachten auf, Clara zuerst. Ihr Gesicht hellte sich auf, ihr Rücken streckte sich.

„Also von nun an Clara“, sagte sie freudig.

„Und – ich schlage vor – von nun an unter uns, nicht in der Öffentlichkeit: Tamar.“

„Das geht schnell“ – Pause – „Zu schnell? Zu viel? Überrumpel ich dich?“, fragte Clara.

„Nicht fragen. Ich brauche es.“

„Auch wenn ich zu weit gehe?“

„Du wirst es merken. Nur tun.“

Wieder dieses kurze Schweigen ohne Rückfrage, ohne Wenn und Aber.

Ein Lächeln huschte über Claras Gesicht.

„Dann sollten wir das nicht ändern.“

Einverständnis unter Ausschluss der Öffentlichkeit, selbst im Café. Was eine dünne Papierschicht ermöglichte!

